Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 13 Bremen-Berlin, den 25. März 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Glaube und Liebe. Von Baars. — Die Stellung und die Aufgabe des freisinnigen Protestantismus im heutigen Deutschland. Von Edm. Fritze. — Eduard Mörike. II. Von A. Lonke. — Bremischer Geist und kirchliche Ordnung. Von F. Bock. — Vom Büchertisch.

Glaube und Liebe.

Joh. 1, 29.

Wir fassen das tiefsinnige Wort des vierten Evangelisten nicht dogmatisch. Wir wollen nichts mehr wissen von all den geistreichen und geistlosen Spekulationen, mit denen vergangene Geschlechter sich um seinen Sinn mühten, wenn sie auch vielen, die wohl den rechten Glauben fordern, denen es aber vielfach am rechten Glauben fehlt, noch als unantastbare Heilswahrheit erscheinen. Wir versuchen das Leben zu belauschen, das einst in ihm pulsierte, des Herzens Fühlen zu spüren, das sich in ihm aussprach. Es ist geformt, wenn auch aus dem philosophisch-theologischen Geiste einer schon alternden christlichen Denkart heraus, doch im Blick auf den, von welchem es gesagt ist, auf Jesus von Nazareth. Es hat doppelte Bedeutung. Es redet von ihm als dem, der die Sünde der Welt stark und geduldig, ausharrend und ohne Verzagen erträgt und von ihm als dem, der demütig und gottesgewiß, sie von der Seele der Menschen hinwegnimmt. Trägt in der Kraft des Glaubens, hinwegnimmt in der Kraft der Liebe. Ein Held schreitet Jesus durch sein Leben. Eine schöne Hoffnung sinkt nach der anderen dahin; er will den Frieden und muß das Schwert bringen, er will die Mühseligen und Beladenen zu dem Vater führen und muß Wehe rufen über die Schriftgelehrten und Pharisäer, über die Städte Galiläas, in denen er das Evangelium verkündet hat, muß weinen über Jerusalem, welches ihn nicht hören will. Mutter und Brüder stoßen ihn von sich, die Jünger verstehen ihn nicht, das Volk schreit „Hinweg mit diesem!“ — einsam, unverstanden, ohne Trost, ohne Hoffnung, wie uns dünkt, muß er in den Tod hinein. Das hatten ihm die Menschen angetan, denen er alles hatte sein und geben wollen. Aber es kommt keine Klage, keine bittere Menschenverachtung über seine Lippen, er trägt alles im Glauben an seine Brüder und im Glauben an den Vater im Himmel, der's so gefügt und der auch die kleinen und engherzigen Menschen geschaffen hat.

Den Glauben müssen wir lernen. Es ist heute beinahe Mode, Menschenverachtung und Weltschmerzstimmung zur Schau zu tragen. Da ist's heilsam, uns wieder einmal belehren zu lassen, wie ein Christ die Sünden der Welt trägt, wie der Glaube stark und freudig auch zu den trübsten Erfahrungen mit den Menschen sein „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig vor dir“, spricht. Glaube ist stärker als Menschenverfehlen, als Schwachheit und Irrtum, Kleinlichkeit und Bosheit, Glaube läßt sich durch nichts irre machen, er läßt den Menschen stets groß und frei und fröhlich bleiben. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ —

Ein Helfer und Heiland wandelt Jesus unter seinem Volke. Es lohnt ihm mit Undank, mit Verwerfung und mit dem Kreuz, aber er bleibt ihm treu in seiner Liebe. Das Wort am Kreuz: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, ist gewiß aus seinem Geist heraus geschaffen. So ist seine Liebe größer als alle Menschenbosheit, sie deckt und tilgt der Sünden Menge. Wer sie erfahren, der wagt wieder zu Gott emporzuschauen, wagt wieder sich zu neuem Leben und Kämpfen aufzurecken, wagt wieder Mensch zu sein.

Die Liebe müssen wir lernen. Wir müssen die Menschen fröhlich machen, ihnen zum Vertrauen helfen zu Gott und sich selbst, ihnen den Mut wecken, zu sein, wie sie sind und an ihr Recht, auf Erden und Mensch zu sein, zu glauben. Das ist besser und notwendiger, als jammern über die Schlechtigkeit und Gottlosigkeit der Welt, als schreien nach Gesetz und Polizei, besser auch, als auf den Zorn Gottes hinzuweisen. Wir wollen und müssen in Jesu Geist dem Reiche Gottes unter uns Raum schaffen, in dem Geist des Glaubens und der Liebe, der die Sünden der Menschen, welche sie zu Boden drücken, hinwegnimmt und sie zu frohen und freien Gotteskindern macht.

Vegesack. Baars.

Die Stellung und die Aufgabe des freisinnigen Protestantismus im heutigen Deutschland.

Betrachtungen eines Laien.

Dem gewaltigen Geisteskampfe, aus dem die gesamte moderne Weltanschauung hervorgegangen ist, verdankt auch der freisinnige Protestantismus seine Entstehung. Dieser Geisteskampf selber hat seinen Ausgangspunkt in der Reformation und wäre ohne diese nicht denkbar, aber in seine eigentliche Blüte tritt er doch erst im Zeitalter der Aufklärung, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und kommt von da ab durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch bis auf unsere Tage auf keinem Gebiete des geistigen Lebens mehr zur Ruhe. So bildet sich auch innerhalb der evangelischen Kirche allmählich eine neue Anschauung aus, deren wesentlichstes Merkmal das ist, daß sie auf eine Annäherung und Ausgleichung zwischen dem christlichen, dem evangelischen Glauben und der sonstigen Weltanschauung, auf die Herstellung eines mit der freiesten Anschauung vereinbaren Glaubenslebens bedacht ist. Die Reformation

befreit zwar den Christen des sechzehnten Jahrhunderts von dem Zwange der Hierarchie und des äußeren Werkdienstes, aber sie hält ihn noch in dogmatischen Vorstellungen gefangen, die wenig zu einer vernunftgemäßen und vorurteilsfreien Auffassung der den Menschen sonst umgebenden Welt passen. Freilich wird man sich des auf diese Weise entstandenen Widerspruches und der Unvereinbarkeit der beiden neben einander her gehenden Anschauungen zunächst noch nicht bewußt, weil man noch zu viel mit dem Werke der äußeren Befreiung zu tun hat und zum Teil auch zu stark durch den Ausbau einer neuen, von der alten freilich in manchen Punkten kaum abweichenden Dogmatik in Anspruch genommen ist; erst allmählich erstarkt das mit der Reformation gewonnene Prinzip der Forschung zu vollerer Wirksamkeit, und von den Tagen der großen Denker und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und der durch sie geförderten modernen Naturauffassung ab beginnen sich die Fesseln des Dogmas zu lösen, beginnt das Licht der Vernunft auch in die Tiefen der Satzung hinabzudringen. Aber diese Befreiung hat für die Mehrzahl derer, die ihrer teilhaftig werden, die Folge, daß sie nicht bloß zu Feinden des Dogmas, sondern auch zu solchen der Kirche, des Glaubens, der Religion überhaupt werden oder zu werden scheinen; denn mit der Auflösung des supranaturalistischen Kernes des Dogmas scheint auch die Kirche selber dem Untergange zu verfallen, scheinen der christliche Glaube und die Religion alles Inhaltes, aller Substanz verlustig zu gehen. Und was dem beim Dogma ausharrenden Beobachter diesen Schein erweckt, das ist auch lange Jahrzehnte hindurch bei der Mehrzahl derer, die sich vom Dogma losgesagt haben, und ist auch heute noch bei unendlich vielen wirklich vorhanden; mag auch bei ihnen auf dem Grunde ihres Herzens noch der Rest einer gläubigen Anschauung schlummern, mögen sie auch durch allerlei Vorstellungen, die dann häufig mehr philosophisch als religiös sind, an die Überzeugung von einem den einzelnen unlöslich mit dem großen Ganzen verknüpfenden Bande gekettet sein, der lebendige Zusammenhang mit der Kirche ist ihnen jedenfalls verloren gegangen; wo sie ihn äußerlich aufrecht erhalten, tun sie es unter dem Einflusse des Beharrungsvermögens oder aus Gleichgültigkeit oder um praktischer Vorteile willen. Aber neben dieser Geistesrichtung ist seit den Bewegungen der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts etwas Neues emporgekommen, hat sich neben ihr und in und neben der orthodoxen Kirche eine neue christliche Gemeinde gebildet. Zwar verfielen der Deutschkatholizismus und das Freigemeindentum jener Jahre teils durch ihre Nüchternheit, teils durch die Zaghaftigkeit und die Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Gebildeten sehr bald dem Siechtum, aber aus dem alten Rationalismus, der sich bereits allmählich unter den nicht bloß feindlichen Einwirkungen der Romantik und des aus ihr hervorgegangenen Mystizismus mehr und mehr vertieft hatte (ich erinnere nur an Schleiermacher und seine Wirkungen), entwickelte sich im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine neue religiöse Anschauung, und diese Anschauung ist der heutige freisinnige Protestantismus. Freilich kann die Gemeinde der freisinnigen Protestanten noch kaum als eine geschlossene Masse auftreten, aber doch nur deshalb nicht, weil in den größeren deutschen Staaten die Orthodoxie noch immer eine so gut wie uneingeschränkte Herrschaft besitzt und namentlich fast ausschließlich über die Predigerstellen verfügt und den Religionsunterricht in Schule und Kirche nach ihrem Sinne zu leiten beinahe allein das Recht oder die Macht hat; nur an einzelnen Stellen des Deutschen Reiches hat der freisinnige Protestantismus eine öffentlich anerkannte Stellung, vermag sich wenigstens innerhalb dieser engen Grenzen offen zu regen und sein Wesen einigermaßen zu betätigen; sonst ist der Protestantenverein, der übrigens mehr ein Symptom als eine Ursache dieser Entwicklung ist, der einzige Sammelpunkt für die Anhänger dieser Richtung, während der Gustav Adolfverein und der Evangelische Bund nur als neutrale und den Liberalen wie den Positiven in gleicher Weise zugängliche Gebiete zu bezeichnen sind, der Evangelische Bund freilich auch nur dann, wenn es jemand über sich gewinnt, sich auf die Formel vom „eingeborenen Sohne Gottes" zu verpflichten.

Als das wesentlichste Merkmal der im freisinnigen Protestantismus vertretenen Anschauung ist es schon vorhin bezeichnet worden, daß sie auf eine Annäherung und Ausgleichung zwischen dem evangelischen Glauben und der sonstigen Weltanschauung, auf die Herstellung eines mit der freiesten Anschauung vereinbaren Glaubenslebens bedacht sei, doch wird, damit eine sichere Grundlage für die beabsichtigte Erörterung über die Stellung und die Aufgabe des freisinnigen Protestantismus geschaffen werde, noch etwas genauer auf ihren weiteren Inhalt einzugehen sein. Daß die menschliche Vernunft auf dem Wege der begrifflichen Deduktion das Welträtsel und die mit ihm verknüpften Fragen nach den Zwecken und Zielen des Menschendaseins bis jetzt nicht zu lösen vermocht hat, ist eine nur etwa von Häckel und seinen Anhängern bestrittene, aber trotzdem unbestreitbare Tatsache, und wahrscheinlich wird es in alle Ewigkeit so bleiben; demjenigen, den nach einer solchen Lösung verlangt, der den Wunsch empfindet, nicht ein bloßes Traumdasein zu führen, sondern auf Grund einer bestimmten Überzeugung bestimmte Ziele zu verfolgen, kann daher der Glaube allein, die „Zuversicht auf das, was man hofft", die „Überzeugung von Dingen, die man nicht siehet", eine Stütze, einen Halt gewähren. Und der Inhalt des Glaubens? Der freisinnige Protestant steht auf dem Boden einer langen historischen Entwicklung; er ist Christ, evangelischer (lutherischer oder reformierter) Christ; er glaubt demnach an die Gotteskindschaft und die allgemeine Brüderschaft der Menschen und an die den Menschen in Jesu Christo zuteil gewordene Offenbarung, hängt an der Gestalt des Meisters als an dem bisher unübertroffenen Bilde der echtesten und schlichtesten Menschlichkeit, sieht in der durch Jesus Christus hervorgerufenen und von ihm datierenden Entwicklung den bisher größten Fortschritt in der Erziehung des Menschengeschlechts und erblickt den Zweck des Menschendaseins in dem unausgesetzten Bemühen, nach der durch das Christentum gegebenen Richtschnur das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. Aber als moderner Mensch, der von der beständigen Wirksamkeit des Kausalitätsgesetzes und von dem in der ganzen unbewußten Natur waltenden und vielleicht auch mit dem Kausalitätsgesetze in der bewußten Welt zusammenwirkenden Mechanismus überzeugt ist, vermag er, ohne deshalb dem Materialismus zu verfallen, andererseits an nichts Wunderbares, außerhalb der Naturgesetze Stehendes in der Person Jesu, in seiner Tätigkeit, in seinem Einflusse auf die Mit- und Nachwelt zu glauben, und wo ihm nach der Beschaffenheit der Überlieferung dieser oder jener Vorgang undeutlich oder geradezu unverständlich bleibt, da läßt er sich doch nicht in der Überzeugung erschüttern, daß auch hier alles Geschehen gesetzmäßig und natürlich verlaufen sei; das Christentum und alles, was damit zusammenhängt, sind ihm historische Erscheinungen, die unter denselben natürlichen Bedingungen, wie jede andere, ins Leben getreten und aus den Zeitverhältnissen mit Notwendigkeit hervorgegangen sind und bei denen das Verhältnis der treibenden Ideen zu der ausschlaggebenden und gestaltenden Persönlichkeit und wiederum dieser zu jenen kein anderes gewesen ist, als es sonst bei großen Umgestaltungen, in denen sich die Macht Gottes offenbart, zu sein pflegt. Darum erscheinen ihm schon viele von den Vorstellungen, die als bereits bei den ältesten Christen vorhanden überliefert werden, und vollends viele oder die meisten von denen, die der mittelalterlichen und der heutigen orthodoxen Kirche eigentümlich sind, als irrige Wahngebilde einer kindlichen Phantasie oder als bewußte Erzeugnisse einer auf den phantastischen Sinn spekulierenden Erfindung der herrschsüchtigen Hierarchie, aber er verkennt weder den in vielen dieser Vorstellungen und der Berichte von ihnen liegenden poetischen Reiz noch den für das Verständnis der historischen Entwicklung wichtigen

Umstand, daß die meisten dieser Vorstellungen und die auf ihnen sich aufbauende Kirchenlehre die Einführung des Christentums in die Gemüter der früheren Zeiten allein möglich gemacht haben und ihm noch heute mitunter unter ähnlichen Verhältnissen den gleichen Dienst leisten. Ja er empfindet den poetischen Zauber mancher Bestandteile der kirchlichen Überlieferung in seinem eigenen Herzen und fühlt sich selber so sehr als ein Produkt der ganzen christlichen Vergangenheit, daß er sogar an manchen überkommenen Formen hängt, obgleich sie keine Bedeutung mehr für ihn haben, und an anderen wenigstens kaum Anstoß nimmt; der historische Sinn, das Bewußtsein, das Glied einer langen Kette zu sein, verbindet ihn mit Dingen, die er rein verstandesmäßig von sich weisen müßte. Und dann gehört zum Glauben, der sich lebendig äußern und in solcher Äußerung auch seiner selbst gewiß und froh werden will, eben deshalb der Kultus. Die Religion, die der Ursprung alles theoretischen Lebens der Menschen, der Ursprung also von Kunst und Wissenschaft ist, betätigt sich fortwährend nach den genannten beiden Seiten hin, sie ist immer sowohl Kultus als Lehre; auf keine von beiden kann daher auch die Kirche verzichten und darum muß sie auch im Kultus dem freien Spiel der Phantasie und ihren Gestaltungen einen Platz einräumen.

Der freisinnige Protestant steht demnach auf dem Boden der modernen Weltanschauung und macht doch auf den Namen eines gläubigen Christen Anspruch, aber gerade dieser Anspruch wird nicht nur von der orthodoxen Kirche, sondern auch von manchen Instanzen der Laienwelt zurückgewiesen. Der „Ungläubige“ hat vielerwärts einen sehr geringen Kredit und es gehört in den meisten unserer deutschen Staaten schon ein gewisser Grad von Unabhängigkeit zu dem offenen Eingeständnis, daß man seiner Gesinnung nach nicht zur orthodoxen Kirche gehöre. Auf der anderen Seite aber lassen den „matten, lauen“ Freisinnigen auch die Radikalen nicht für voll gelten, die mit dem Glauben und der Kirche ganz gebrochen haben, jedes Bedürfnis von beiden einfach leugnen und das Bekenntnis zu ihnen als eine schwächliche Halbheit betrachten. Nur in den wenigen Oasen innerhalb der Wüsten der Orthodoxie und des Materialismus kann der freisinnige Protestant frei atmen, kann er ungehindert seines Glaubens leben.

Allerdings ist es auch in diesen Freistätten des liberalen Protestantismus nicht in jeder Hinsicht so bestellt, wie es sein sollte; auch hier hat man, der Natur aller menschlichen Verhältnisse entsprechend, fortwährend zu bessern, muß sich immer weiter und freier entwickeln. Es liegt, wie vorhin bemerkt worden ist, in dem Wesen dieser Anschauung, daß sie sich vermöge des historischen Sinnes, der einen integrierenden Bestandteil von ihr bildet, nicht von der historisch gewordenen Kirche lossagen kann und will und sich deshalb in vielen, ja in den meisten Stücken noch heute der alten Ausdrucksformen der alten Kirche bedient. Auf diese Weise ist allmählich ein auffälliger Unterschied zwischen der neuen Lehre und dem alten Kultus entstanden, und es wird trotz alles Verlangens, die Kontinuität des kirchlichen Besitzstandes zu wahren, doch auf eine — natürlich schonend und vorsichtig verfahrende — Wandlung und Umgestaltung der bisherigen Verfassungs- und Kultusformen Bedacht zu nehmen sein. Eine Umgestaltung dieser Formen wird übrigens auch schon deshalb wünschenswert, weil ihre jetzige Handhabung in erster Linie manchen freigesinnten Christen von der Kirche fernhält, der seiner Gesinnung nach doch vollkommen zu ihr gehört.

Vor der Hand ist allerdings an die allgemeine Durchführung solcher Änderungen noch lange nicht zu denken. Davon kann erst dann die Rede sein, wenn sich der freisinnige Protestantismus sein volles Daseinsrecht in der ganzen deutschen protestantischen und insbesondere in der preußischen protestantischen Kirche errungen hat. Der Kampf gegen die Alleinherrschaft der Orthodoxie ist auch heute noch die erste und die wesentlichste Aufgabe des freisinnigen Protestantismus. Wohl hat es den Anschein, als ob die Tage jener Alleinherrschaft gezählt seien. Die Wissenschaft hat doch zu stark in die schadhaften Stellen der Festungswerke der Orthodoxie hineingeleuchtet, der Widerstreit zwischen ihrer künstlichen und gekünstelten Weltanschauung und der wirklichen Meinung der überwiegenden Masse des Volkes wird doch mit der Zeit zu grell, als daß man nicht an ihren endlichen Sturz von der Höhe der Alleinherrschaft glauben sollte, aber die Macht des Beharrungsgesetzes wird sich auch hier geltend machen und der Einfluß des Staates, auf den sich die orthodoxe Kirche hauptsächlich stützt und durch den sie vorzugsweise gehalten wird, steht ihr voraussichtlich noch lange zur Seite. Den vollen Sieg in diesem Kampfe kann nur die immer zunehmende Erstarkung des freien deutschen, in seinem innersten Wesen protestantischen Geistes bringen, der, wie er sich schon in so manchen Krisen unseres Geisteslebens so glorreich bewährt hat, auch hier wieder siegreich das Feld behaupten wird; die Arbeit der Wissenschaft wird ruhig weiter wirken, die Einsicht derer, die mit der Jugendbildung und speziell mit dem Religionsunterrichte zu tun haben, wird von Tage zu Tage wachsen, so daß sie die Verwerflichkeit des bisher dabei üblichen Verfahrens erkennen, und die Mißgriffe der Orthodoxie selber werden der Agitation der Gegner einen immer größeren Nachdruck und eine immer größere Wirkung verleihen. Dazu müssen, wie bisher, auch der Protestantenverein und seine Presse helfen. Schlimm ist es freilich oder erscheint doch so, daß gerade dem Protestantenverein nicht bloß der politische Radikalismus, wie er in der Sozialdemokratie vertreten ist, in die Flanke fällt, sondern jüngst auch innerhalb der Kirche, in seiner eigenen Mitte eine doppelte Gegnerschaft erwachsen ist. Es ist bekannt, wie durch die Hypothese, vermittelst deren Kalthoff die Existenz des Urhebers des Christentums oder wenigstens seine grundlegende Bedeutung antastet, dem freisinnigen Protestantismus in den Augen seiner Feinde und der durch Eindrücke des Augenblickes betörten Menge der Stempel einer revolutionären, auf die Vernichtung alles Glaubenslebens zielenden Partei aufgedrückt wird, und nicht minder geschieht dies, wenn in dem Wahne, der moderne Mensch könne ganz auf seinen eigenen Füßen stehen und sich, höchstens noch auf die Gedanken der neuen Zeit und ihrer hervorragendsten Vertreter gestützt, vollständig von der historischen Entwicklung loslösen, von einer christlichen Kanzel nicht etwa gegen eine verkehrte Auffassung des Christentums, sondern gegen dessen heutige Berechtigung und Geltung im allgemeinen polemisiert wird. Die von diesen beiden Seiten drohende Gefahr ist indessen tatsächlich nicht so groß, wie sie aussieht, ja sie wird sich in Segen verwandeln; denn in dem ersten Falle steigert die lebhafte Erörterung solcher Fragen, wie sie durch jene Hypothese angeregt worden sind, das religiöse Interesse in hohem Grade, ist die Entscheidung über den eigentlichen Streitpunkt in dem bisher geltenden Sinne über jeden Zweifel erhaben und wird in Wahrheit der unvergängliche, nicht aus der Welt zu schaffende christliche Gedanke selber nicht weiter angetastet, das zu zweit erwähnte Gebaren aber gehört zu denjenigen Auswüchsen der Freiheit, die auch wieder durch die Freiheit allein überwunden werden müssen; durch seine Unklarheit und Unreife richtet es sich selber und kann auf verständige Menschen kaum Einfluß gewinnen und jedenfalls keinen langen Bestand haben; der natürliche Verlauf, dem es schließlich erliegen muß, wird sich als ein Zeugnis für die Ersprießlichkeit der Freiheit erweisen.

Bremen. Edm. Fritze.

Eduard Mörike.

II.

In schriftstellerischer Beziehung war der Ertrag dieser neun Jahre verhältnismäßig reich. 1835 erschien der „Schatz“, eine stark romantisch gefärbte Märchennovelle; „Lucie Gelmeroth“ behandelt meisterhaft eine Kleistsche Gefühls-

verwirrung; „Der Bauer und sein Sohn" ist ein Märchen im Grimmschen Stile; die 1840 herausgegebene „Klassische Blumenlese" hat — wie die später folgende „Anakreon-Übersetzung" — vor allem indirekte Bedeutung, sofern sie befruchtend auf seine eigene Lyrik einwirkte, deren erste Sammlung 1838 erschien. — War ihm das Drama verschlossen, so vereinigte sich alles, um ihm die Krone der Lyrik zu reichen. In seinem Inneren sammelten sich Eindrücke und Erlebnisse, Gedanken und Wünsche, wie in einem Hohlspiegel die Strahlen des Lichtes und, wie dessen silberglänzende Fläche, gab seine Seele das Empfangene im Bilde zurück, — wenn die Stunde kam. „Nur nichts forcieren" war sein Grundsatz; er hat weder die Poesie kommandieren wollen, noch nach Stoffen gesucht; er wartete — oft jahrelang, — bis die Gedichte fast ohne sein Zutun in seiner Seele wuchsen und reiften. Was auch ihr Gegenstand sein mag, welche Saite seiner Harfe er auch ertönen ließ, — die volkstümliche, die romantische oder die klassische — immer rauschen seine Verse dahin, vom reinsten Wohllaut, von vollendeter musikalischer Rhythmik getragen. Der Reiz seiner Lyrik liegt nicht in irgend welchem Neuen: Keine neuen Formen, nirgend etwa neue Bahnen; das ewig Alte, das Menschenherzen bewegt, wird in das ungesucht einfache Gewand schlichter Schönheit gehüllt; auch nicht der leiseste Anflug von Pose und Phrase, nirgend jüngst deutsche Absurditäten und geschmacklose Geistreicheleien, weder salbadernde Rhetorik, noch kalte Verskünstelei. — Überall die Sprache heilig einfältiger Natur, wie nur das Genie in geweihten Stunden sie zu reden vermag. — —

Die Jahre von 1843—1851 sehen wir Mörike zwar in völliger Amtsmuße, aber ohne Ruh und Rast, immer kränkelnd und leidend, bald hier, bald dort. Das Ergebnis dieser fast zigeunerhaften Existenz war der sehnliche Wunsch nach eigenem häuslichen Herde. — Seit dem Herbst 1844 lebte er mit Schwester Klärchen in Bad Mergentheim an der Tauber; im selben Hause wohnte der pensionierte Oberstleutnant von Speth mit seiner Tochter Margarethe; diese und Klärchen schlossen Freundschaft, und Eduard war schon im ersten Jahre ihrer Bekanntschaft mit Gretchen von Speth so gut wie verlobt, — eine Verlobung, die ihm viel Kämpfe und Leid schuf; am meisten schmerzte ihn, daß Freund Hartlaub sich deswegen von ihm abzuwenden drohte, da er besonders an der katholischen Konfession der Braut Anstoß nahm. Als der Dichter sich endlich das Jawort geholt hatte, galt sein Streben irgend einer festen Stellung, denn seine Pastorenpension war gar zu schmal. Durch Vermittlung guter Freunde wurde er im September 1851 Nachfolger Schwabs als Lehrer am Königlichen Katharinenstift in Stuttgart — und damit fand seine zweite Wanderzeit ein Ende.

Während derselben hat Mörike den „Alten Turmhahn" und die „Idylle vom Bodensee" vollendet; in den sturmbewegten Jahren vor und nach der 48er Revolution schuf er die Perlen seiner Idyllendichtung, und so mag hier kurz seiner Stellung zur Politik gedacht sein. — Aus den Ereignissen seiner Knabenzeit ist ihm für sein ganzes weiteres Leben die größte Bewunderung Napoleons erwachsen, kein eigentliches politisches Interesse. Die griechischen Freiheitskämpfe, die in den 20er Jahren die öffentliche Meinung Europas so krankhaft-leidenschaftlich bewegten, haben auf den Studenten und Vikar Eduard Mörike auch nicht den leisesten Eindruck gemacht. Die Bewegung von 1830, die seinem Bruder Karl ein Jahr Festungshaft eintrug, erregte seinen innersten Unwillen. — Regen Anteil nahm er aber seit 1848 an der Entwicklung der deutschen Einheitsfrage; auf der Rückreise von Frankfurt suchte der tief enttäuschte Uhland ihn in Mergentheim auf, und später hörte Mörike oft den Verhandlungen der Stuttgarter Kammer zu. Als Greis hat er sogar mit jugendlichem Feuer den Gang der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und den Krieg von 1866 verfolgt; in bemerkenswertem Gegensatz zu Freund Hartlaub „drehte er sein Fähnlein stark nach Preußingen" und erkannte in Bismarck den großen Baumeister, sich freuend, „daß doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammenkommen solle." Dankbar pries der 70jährige die gütige Vorsehung, die ihn den Tag von Sedan und das Erstehen des neuen Deutschen Reiches hatte erleben lassen. — Wenn wir demnach auch unserem Dichter nicht politisch-patriotisches Interesse und Gefühl absprechen werden, in seinen Werken hat es keinen Ausdruck gefunden: Diese Eindrücke konnte seine poetische Mühle nicht zermahlen, dafür war sie nicht gebaut.

Sie hat, mit Unterbrechung natürlich, von 1840—1852 den „Alten Turmhahn" geschaffen, der mit höchster Unmittelbarkeit der Anschauung und Empfindung das Leben und Weben im protestantischen Pfarrhause schildert; es gibt kaum eine deutsche Dichtung, die so vollendet den Geist engbegrenzten, aber tiefstgefühlten Behagens atmet. — Die „Idylle vom Bodensee" erschien November 1846, mit hoher Anerkennung von Jakob Grimm und Uhland begrüßt; sie schildert in sieben Gesängen zwei Streiche des Fischers Martin; über die Liebesgeschichte seines Freundes Tone ist der höchste poetische Reiz gegossen, so daß sie an Duft und Zartheit der Empfindung, wie an Frische und Plastik des landschaftlichen Milieus nicht zu übertreffen ist. — —

Nachdem Mörike am 25. November 1851 in Mergentheim mit seiner, um 15 Jahre jüngeren Grethe Hochzeit gefeiert hatte, bezogen sie in Stuttgart eine bescheidene Wohnung. Im ganzen war es ihm in der großen Stadt nicht wohl, zumal er sich oft von lästigen Besuchern überlaufen fühlte; aber auch neue Bekanntschaften wurden gemacht, die ihn hoch beglückten. U. a. kamen zu Besuch Heyse und Geibel, Storm und Hebbel; seit 1864 verband ihn innige Freundschaft mit Moritz von Schwind, dem seinem Wesen so eng verwandten Maler deutscher Märchenromantik. Doch alle Beweise von Freundschaft und Schätzung — auch Zeichen offizieller Ehrungen stellten sich ein! — vermochten nicht das Leben in der Residenz ihm behaglich zu gestalten, zumal die Verstimmung zwischen den beiden Ehegatten von Jahr zu Jahr zunahm. Seine Frau wußte, daß ihres Mannes ehemalige Amtsgenossen sie um ihres katholischen Bekenntnisses willen ungern hatten in ihren Kreis treten sehen; sie fühlte sich geduldet — und der konfessionelle Gegensatz verschärfte sich, indem sie sich nun mit verdoppelter Andacht den Tröstungen ihrer Kirche hingab. Auch ihre Charaktere waren allzu entgegengesetzt: Seinem zu Unordnung und Bequemlichkeit neigenden, nachgiebigen Wesen setzte sie eine starre Hausordnung schroff und scheltend entgegen; sie verstand nicht den Menschen und Dichter in ihm zu trennen und, wo sie mit Recht die Mängel des einen bekämpfte, drohte sie ebenso berechtigte Eigentümlichkeiten des anderen zu zerstören. Und doch würden sich die beiden edlen Menschen wohl aneinander gewöhnt haben, wenn der Bruder sich hätte von der Schwester trennen können; ohne es zu wollen, bildeten die Geschwister gegen Frau Grethe Partei, die sich bald verkannt, einsam und unglücklich fühlte. — Ersatz für manche trübe Stunde fand Mörike in der Dichtung und in seinen Kindern; in den Jahren 1854 und 1857 schenkte ihm seine Gattin je ein Mädchen — Fanny und Marie — und der stets kinderliebe Mann war überglücklich.

Zu Weihnachten 1852 ließ Mörike „das Stuttgarter Hutzelmännlein" erscheinen, die Perle seiner Märchendichtung. Seine wundergläubige Seele besaß eine ursprüngliche, mythenbildende Kraft, die er stets gern ihr krauses Spiel hat treiben lassen; bei seinem Glauben an Spuk und Zeichen ist doppelt seine Kunst zu bewundern, die nicht den Eindruck des gespenstisch Fratzenhaften macht, sondern uns stets in die Sphäre des echten Märchens erhebt. In das „Hutzelmännlein" ist die „Historie von der schönen Lau" eingeschlossen, einer Brunnennixe, die bei den Menschen das Lachen erlernt; keine Dichtung Mörikes verbindet romantischen Schönheitszauber in höherem Grade mit gemütvollem Humor, wie diese an malerischen Reizen überreiche Erzählung. Einen orientalisch-alttestamentlichen Stil zeigt das Märchen „Die Hand der Jezerte", das ein Jahr nach seiner Meisternovelle

„Mozart auf der Reise nach Prag" erschien. In dieser stellt uns der Dichter mit vollendeter Kunst seinen vergötterten Meister vor die Seele, und nie ist der Eindruck der Musik vollkommener in Worte umgesetzt worden. Die Novelle zeugt ebenso für seine Mozartverehrung, wie für sein eigenes musikalisches Verständnis; obgleich er selbst weder ein Instrument spielte, noch den Gesang pflegte, hörte er leidenschaftlich gern Musik; neben Gluck, Beethoven und Haydn schätzte er besonders Mozart; wie musikalisch lockend seine eigenen Lieder sind, beweist ja schon die große Zahl ihrer Komponisten, und immer häufiger hatte Mörike die Freude, in Stuttgarter Konzerten Vertonungen seiner Dichtungen zu hören. — —

Aber die Sehnsucht nach idyllischem Dasein wurde übermächtig in ihm und, ein Halsleiden zum Vorwand nehmend, erbat und erhielt er 1867 seine Pensionierung vom Katharineum. Doch ein sonniger Lebensabend war ihm nicht beschieden. Zum dritten Male sehen wir ihn bald hier, bald dort seinen Wohnsitz nehmen. Ruhe, die heiß ersehnte, fand er nicht — am wenigsten daheim. Seine Ehe wurde immer unglücklicher, bis sich die Gatten im Herbst 1873 dauernd von einander trennten; Mörike flüchtete zu treuen Freunden und seinen 70. Geburtstag hat er zusammen mit Schwester Klärchen und Tochter Marie (Fanny war zu der Mutter gezogen) einsam und freudlos, in Gram, Kummer und Krankheit verbracht. — So kam ihm der Tod als Erlöser von Schmerzen des Leibes und der Seele. Am Morgen des 4. Juni 1875 schloß er nach herzlichem Abschiede von der treuen Schwester die müden Augen zur ewigen Ruhe. — —

Nur wenige wußten, daß ein König im Reiche des Schönen seine Erdenbahn vollendet hatte. — Heute, fast 30 Jahre nach seinem Tode, ist ihm die verdiente Anerkennung in vollstem Maße geworden. Wir verehren in ihm einen unserer größten Lyriker von unübertroffener Einfachheit, Innigkeit und keuscher Hoheit; wir fühlen uns trotz seiner Schwächen zu dem liebenswerten Menschen in herzlicher Teilnahme hingezogen, der voll neidloser Demut sich nur das Eine als sein höchstes Lebensglück erflehte:

Laß, o Welt, o laß mich sein,
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

A. Lonke.

Bremischer Geist und kirchliche Ordnung.

Im Sprechsaal der „Bremer Nachrichten", konnte man neulich einen anonymen (!) Artikel lesen, der unter Bezugnahme auf eine bei Gelegenheit des Stiftungsfestes des Künstlervereins gehaltene Tischrede den „alten freien bremischen Geist" in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten mit beredten Worten verherrlichte. Wer hätte ihnen nicht als kirchlich Liberaler aus vollem Herzen zugestimmt? Und wer möchte nicht die Hoffnung hegen, daß dieser Geist auch fernerhin „das feste Bollwerk sein werde, an dem alle reaktionären Gelüste in unserer Stadt zerschellen werden?" Es ist und bleibt ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres kleinen Staatswesens, daß seine Bürger in vielen und teilweise heftigen Kämpfen zu jeder Zeit den Geist weitherziger Duldsamkeit hochhielten, im kirchlichen Leben den verschiedenen auf dem Boden der christlichen Religion stehenden Richtungen Gleichberechtigung gewährten, Ketzergerichte nicht aufkommen und jeden nach seiner Fasson selig werden ließen!

Trotzdem sehe ich mich um des Gewissens willen genötigt, die Tendenz jenes Artikels zu beanstanden. Er enthält nämlich — oder sollte dies seinem Verfasser vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein? — eine Verschleierung und Verdunkelung der tatsächlichen Lage der Dinge, wenn er die hier augenblicklich herrschende Erregung (der Verfasser spricht sogar von einer unglaublichen Verwirrung in bezug auf freie Meinungsäußerung) auf die gleiche Stufe stellt mit früheren Kämpfen um die Gleichberechtigung verschiedener Richtungen innerhalb der Kirche.

Um diesen alten Streit handelt es sich aber zur Zeit gar nicht! Sonst wäre die Erregung und Beunruhigung nicht tief hinein in die kirchlich freisinnigen Kreise gedrungen, wie es doch tatsächlich der Fall ist! Was diese Erregung hervorgerufen, das ist der Umstand, daß auf einigen bremischen Kanzeln ein Radikalismus sich geltend macht, von dem viele, auch kirchlich Freisinnige, sich verletzt fühlen, weil er, unter dem Schutz des Gemeindeprinzips und der kirchlichen Freiheit, deren wir uns hier erfreuen, an den untersten und tiefsten Grundlagen der kirchlichen Gemeinschaft rüttelt, ja, wie viele nach ihren Eindrücken behaupten, zuweilen den christlichen Standpunkt überhaupt verläßt, nicht selten sogar bekämpft.

Es ist eigentlich nicht nötig, aber feierlich und ausdrücklich sei es hier noch einmal betont und unterstrichen: die kirchlich Freisinnigen stehen nach wie vor in geschlossener Phalanx ein für die religiöse und kirchliche Selbständigkeit der Gemeinden und ihrer Prediger, für die freieste Bewegung der Geister, wie sie im Rahmen der protestantischen Auffassung des Christentums zulässig ist. Wir halten es für eine Grundforderung des Protestantismus, daß nicht eine einzelne Richtung als die allein berechtigte in der Kirche einseitig herrsche, daß vielmehr verschiedene dogmatische Anschauungen in ihr zum Worte kommen, daß nicht nur die altkirchliche, sondern auch anderweitige, moderne Ansichten sich geltend machen dürfen. Wir wollen keine Zwangsjacke, keine Uniformierung im kirchlichen und religiösen Leben. Frei von jeder Engherzigkeit und Einseitigkeit gönnen wir jeder ehrlichen Überzeugung freie Bahn — aber allerdings mit der Voraussetzung, daß sie den religiös-sittlichen Ideengehalt des Christentums nicht verleugnet. Hier aber liegt meiner Ansicht nach der Punkt, wo sich zur Zeit eine große Differenz aufgetan hat, die früher oder später eine prinzipielle Auseinandersetzung dringend fordert. Daß diese übrigens rein sachlich, ohne Groll und Bitterkeit und ohne jede persönliche Animosität zu erfolgen hätte, versteht sich von selbst, — für mich um so mehr, als ich davon überzeugt bin, daß die dabei in Betracht kommenden, sagen wir einmal radikalen Prediger von einem aufrichtigen und ehrlichen Streben nach Wahrheit erfüllt und beseelt sind.

So wie die Dinge sich nachgerade zuspitzten, handelt es sich um die Frage, ob die Begriffe „christlich" und „protestantisch" noch fernerhin die ihnen zukommende, nicht nur geschichtliche, sondern das Wesen unserer kirchlichen Gemeinschaft charakterisierende fundamentale Bedeutung zu behalten und die Prediger die bei ihrer Berufung und ihrem Amtsantritt freiwillig übernommene Verpflichtung anzuerkennen haben*), oder ob die Kirche einfach zu einem Sprechsaal werden soll, wo jeder Redner ohne jede Einschränkung und Rücksichtnahme auf den Frieden und das Bedürfnis der Gemeinde seinem Subjektivismus huldigen und die Gemeinde diesem ohne weiteres preisgegeben werden darf? Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein Satz, den einer der Radikalen gelegentlich einer Besprechung des Falles Fischer-Berlin im „Freien Wort" (zweites Februarheft) öffentlich ausgesprochen hat. Er sagt dort wörtlich: „Erst wenn man auch die letzte Rücksicht hat fallen lassen, die Besorgnis daran, ob man sich noch mit Recht als Vertreter des neutestamentlichen Christentums und Angehöriger der Kirche der Reformation fühlen und betrachten darf, erst dann ist die Bahn gebrochen für eine Neugestaltung der Verhältnisse, die eine wirkliche Renaissance des religiösen Lebens erwarten läßt." Man überlege sich einmal,

*) Es kommen hier in Betracht: 1) das Berufungsschreiben des Senats, 2) die Verfassung der betr. Gemeinde und 3) das Gelübde bei der Einführung.

was alles damit a limine abgetan wird!*) Ich verzichte darauf, diese Behauptung auf ihre Richtigkeit hier eingehender zu prüfen. Sie enthält meiner Ansicht nach einen grandiosen Irrtum. Die Religion ist doch aus einem großen Gange der geschichtlichen Entwicklung erwachsen. Sie ruht auf dem Boden einer bestimmten Kultur. Sie hat ihr bestimmtes Gepräge, sie hängt mit bestimmten Ereignissen und Persönlichkeiten der Geschichte zusammen — und das alles will man zu Gunsten persönlicher Einfälle einfach abstreifen und tabula rasa machen? Welche Ungeheuerlichkeit! Selbst ein neuer Reformator oder Religionsstifter müßte Anknüpfung suchen an das vorhandene religiöse Gut. Wie ganz anders, wie viel feiner und zutreffender urteilt Naumann in seinen „Briefen über die Religion": „Man kann Religion nicht begreifen, ohne die religiösen Hauptpersonen innerhalb der Menschheit zu begreifen, wie man Malerei nicht begreifen kann, ohne vor Rubens oder Rafael stille zu stehen." „Immer war es der Weg Gottes zu den Menschen, daß einzelne ihn stärker fühlten und von ihrem starken Gefühl an andere abgaben." „Daß unter diesen Personen Jesus obenan steht, bedarf keiner weiteren Worte." Und sagt nicht ein so scharfer Kritiker, wie D. F. Strauß, in der berühmten, trotz der inzwischen weiter fortgeschrittenen Detailforschung nicht antiquierten Schlußabhandlung seines „Lebens Jesu", daß in religiöser Hinsicht für alle Zeiten nicht über Jesus hinaus zu gelangen sei, daß er einzig und unerreicht in der Weltgeschichte stehe, die keine Person aufzeige, welche neben ihn sich zu stellen den Mut und das Recht hätte? Doch dies nur nebenbei! — Hervorheben möchte ich aber mit allem Nachdruck, daß ein solcher Standpunkt für den Prediger einer christlich-protestantischen Gemeinde zu den gefährlichsten Konsequenzen führen muß. Wie will er sich denn mit seinem Amte und den damit übernommenen Verpflichtungen abfinden, wenn seine Entwicklung ihn dazu führt, daß er die Grundlagen des evangelischen Christentums überhaupt nicht mehr anerkennen kann, daß er sich außerhalb des christlichen und reformatorischen Ideenkreises zu stellen innerlich genötigt sieht? Er bringt sich selbst in einen Gewissenskonflikt allerschwerster Art! Warum aber in einer Halbheit stecken bleiben? Warum ein christliches Amt fortführen, wenn man sich selbst nicht mehr als „Vertreter des Christentums und Angehöriger der Kirche der Reformation" fühlen und betrachten kann? Auf die Dauer würde gewiß auch die Gemeinde eine solche Stellungnahme nicht ertragen können. Es liegt doch auf der Hand, daß das, was auf einer christlichen und protestantischen Kanzel gesagt wird, irgendwie auch seinem Inhalte nach christlich und protestantisch sein muß. Eine christliche Gemeinde würde sich selbst bloßstellen, wollte sie auf die Dauer die Wirksamkeit eines Predigers gut heißen, der etwa auf den Gedanken verfiele: katholische, jüdische, muhamedanische oder materialistische und atheistische oder modern philosophische Lehren extremster Art als seine Überzeugung vorzutragen. So hat gewiß Professor Dr. Rade es nicht gemeint, wenn er „der kirchlichen Rede den Charakter eines durch keine äußere Rücksicht und Schranke eingeengten Zeugnisses" erobern wollte. Und ähnlich hat — wenigstens nach dem Referat in der „Weserzeitung" — einer der Vorsteher der Domgemeinde bei Gelegenheit seiner oben erwähnten Tischerede zu seiner Äußerung „alle Überzeugung wollen wir gelten lassen" die Worte hinzugefügt: „sofern sie sich nicht mit der Ordnung in Widerspruch setzen". Wir beziehen diese Worte nicht nur auf Äußerlichkeiten, sondern ebenso auch auf die ganze Verfassung der Domgemeinde, durch die „evangelische" Prediger in das Pfarramt berufen werden, denen es obliegt, nach der eingeführten „Ordnung" den Gottesdienst zu halten, die Sakramente zu verwalten, die Jugend im Christentum zu unterrichten usw. Damit wird doch die Wirksamkeit eines Predigers genau präzisiert und als eine solche gekennzeichnet, die im Geiste der religiösen Idee, wie sie im Evangelium Jesu ihren Ausdruck gefunden hat, auszuüben ist. Wir folgern daraus, daß unter Beobachtung der denkbar größten Weitherzigkeit die protestantische Lehrfreiheit doch auch ihre Grenzen hat und daß sie nicht zur Lehrwillkür ausarten darf!

Wo liegen diese Grenzen? Subjektiv angesehen liegen sie in der pädagogischen Rücksichtnahme auf das Bedürfnis der Gemeinde, in der strengen Beobachtung des paulinischen Grundsatzes, dem nachzustreben, was zum Frieden und zur Erbauung dient, in dem vorsichtigen und besonnenen Taktgefühl, keinen Anstoß oder Ärgernis zu geben und überhaupt in der zarten und wahrhaft freisinnigen Schonung des religiösen Gefühls und Standpunkts Andersdenkender. Auf religiösem Gebiete, wo die Menschen so empfindlich sind, ist dies doppelt von Wichtigkeit! Ob wir nicht doch oft auf der Kanzel noch zu viel Polemik treiben, statt — ohne durch Seitenhiebe andere zu verletzen — unseren Standpunkt positiv erbaulich zu vertreten? Objektiv betrachtet liegen die Grenzen, um mit C. Schwartz zu reden, in der „Einen Grundwahrheit des Christentums". Freilich ist dieses, geschichtlich angesehen, ein vielgestaltiges Gebilde: von Jesus über Paulus und die vier Evangelien, über Origenes und Augustin, über Anselm und Luther, über Schiller und Goethe, über Schleiermacher und Hegel weg bis in die Gegenwart und in die Zukunft hinein, und darum natürlich auch teilnehmend an der Relativität alles Historischen. Der unzerstörbare Kern aber des Christentums, das Prinzip unserer Religion ist die religiöse Idee der Gotteskindschaft, wie sie von Jesus selbst innerlich erlebt, von ihm, als dem „führenden Heldengeist" (Arno Neumann) mit prophetischer Kraft verkündigt, in ihm persönlich dargestellt und durch sein Leben und Sterben besiegelt ist. Diese Idee ist völlig unabhängig von der geschichtlichen Beschränkung, in der Jesus stand und hat unmittelbaren Wert für die Frömmigkeit aller Zeiten. Die noch so verschieden sich entwickelnden kulturellen, nationalen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Zustände können nie dazu führen, diese Idee zu erschüttern. Sie ist ein bleibender und unüberbietbarer Gedanke mitten in den geschichtlichen Veränderungen, denn das Gotteskindschaftsverhältnis (die unio mystica mit der Gottheit) hat mit der Geschichte nichts zu tun. Wer innerhalb dieser Grundwahrheit und ihrer geschichtlichen Entwicklung steht, sagt C. Schwartz, hat das Recht, zu lehren innerhalb der protestantischen Kirche. Wer sie nicht mehr vertreten kann, der müßte meiner Ansicht nach auch die Konsequenzen daraus ziehen und nicht mehr länger innerhalb einer Gemeinde verbleiben, die ihn zu einem „christlichen" und „protestantischen" Amt berufen hat! Das ist wahrlich ein schwerer Konflikt! Zu seiner Lösung rufen wir nicht nach Entscheidung durch äußere Gewalt!

Aber unserer Überzugung, daß es auch Grenzen nach links geben muß, die jeder christliche Prediger anzuerkennen hat, wollen wir einen klaren und hellen Ausdruck verleihen. Wir freuen uns, hier die Schlußworte eines vortrefflichen Artikels der gewiß über jeden Verdacht reaktionärer Gelüste erhabenen „Weserzeitung" wiedergeben zu können, die in ihrer Abfertigung des in auswärtigen Zeitungen von hier aus erhobenen Geschreis in Sachen der „Organisation der bremischen Prediger" bemerkt:

„Ein Wort möchten wir noch hinzufügen: Die bremische Gemeindefreiheit ist nicht in Gefahr, sie kann aber bedroht werden, wenn die Kanzel zur Vertretung von Ansichten verwendet wird, die mit dem Christentum überhaupt unvereinbar sind. Mögen sie vertreten werden, wo sie wollen, man soll nie vergessen, daß auch in den freiesten kirchlichen Zuständen die Kirchen und die Gemeinden dem Christentum

*) Vergleiche damit die Gastpredigt des Verfassers über Matth. 13, 16 und 17, gehalten in der St. Rembertikirche zu Bremen. Was für eine „Entwicklung" seit 1897!

angehören. Mögen daher auch die Extremsten allezeit so viel Würde und Takt auf der Kanzel bewahren, daß sie keine Zwischenfälle schaffen, die Bremen um eins seiner köstlichsten Güter, die weitgehendste kirchliche Toleranz, berauben möchten."

Wir stimmen dem hier gesagten von ganzem Herzen zu! Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, daß ein maßloser Radikalismus der Totengräber der Freiheit und eines besonnenen Fortschritts geworden ist!

Bremen. F. Bock.

Vom Büchertisch.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Zweite durchgesehene Auflage, Leipzig, Teubner, 1904.

Kein Wunder, daß dieses Buch schon nach Jahresfrist in zweiter Auflage erscheinen mußte! Ein Buch von meisterhafter Form, das in so sicherer Weise seinen Zweck erfüllt, konnte kein anderes Schicksal haben! Riehl will den Wert der Philosophie für Forschung und Leben darlegen, und wie ist ihm dies gelungen! Ich gebe dem lebhaftesten Wunsche Ausdruck, daß dieses Buch in den gebildeten Kreisen unserer Zeit die weiteste Verbreitung finden möge; wer es in die Hand nimmt und liest, wird, dessen bin ich gewiß, meinem Wunsche zustimmen.

Riehl geht bei dieser seiner Einführung in die Philosophie der Gegenwart von der Aufstellung aus, daß die Philosophie einerseits Wissenschaftslehre, andererseits „Kunst der Geistesführung" sei, und dort das Wissen, hier das Leben des Menschen zum Gegenstande habe. So zerfällt denn seine „Einführung in die Philosophie" in zwei Hauptteile, von denen der eine die ersten fünf Vorträge, der andere den sechsten und siebenten umfaßt. In beiden Teilen verfährt Riehl historisch-kritisch; in meisterhafter Form trägt er knapp und klar die geschichtliche Entwicklung der beiden philosophischen Probleme vor, wie sie in die theoretische und die praktische Philosophie Kants, zu deren allgemeinen Ergebnissen Riehl sich bekennt, einmündet. Aus dem ersten Teile sei noch besonders die Darstellung und Beurteilung der Lockesche Stellung in der Geschichte des Wissensproblems hervorgehoben und aus dem zweiten Teile die feine begeisternde Zeichnung des Sokrates: beide, Locke und Sokrates, werden mit vollem Rechte dem Königsberger Weisen näher gerückt, als es gewöhnlich geschieht.

Der achte Vortrag handelt von der „Gegenwart und Zukunft der Philosophie", die Riehl, wenn auch nicht an Kant gefesselt, so doch mehr als bloß geschichtlich an ihn gebunden wünscht: „Zurück zu Kant! Nicht aber darf darunter die Forderung verstanden werden, bei Kant stehen zu bleiben."

Greifswald. Prof. Dr. J. Rehmke.

Dr. Hermann Meltzer, Realgymnasialoberlehrer in Zwickau i. S. Luther als deutscher Mann. 77. S. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1905. Preis 1,20 *M.*

Meltzer, einer unserer eifrigsten und tüchtigsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Religionspädagogik, gibt uns diesmal eine Charakteristik einer bestimmten, wichtigen Seite von Luthers Wesen. Er will in seiner lehrreichen und erhebenden Darlegung nicht alle nationalen Äußerungen Luthers anführen; „das hätte nicht nur zu sehr vielen Wiederholungen geführt, sondern auch zur Aufnahme vieler minderwertigen Ansprüche" (S. 48). Trotzdem ist der dargebotene Stoff aus Luthers Schriften, die M. offenbar für sein Kirchengeschichtliches Lesebuch durchforscht hat, reichlich genug. Aber auch in der neueren Literatur über Luther ist er außerordentlich belesen, ja die vielen — allerdings treffenden und trefflichen und gewissenhaft kenntlich gemachten — Zitate daraus geben der Schrift teilweise einen etwas mosaikartigen Charakter. Mit Denifle setzt er sich in mehreren größeren Anmerkungen auseinander; ihm entnimmt er übrigens auch die interessante Notiz, „daß der bekannte katholische Professor M. Spahn schon 1898 Luther den größten Deutschen seiner Zeit genannt hat" (S. 68). Mehlhorn.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig herausgegeben und mit einer Studie „Über den Wert der Mystik für unsere Zeit" eingeleitet von Wilhelm Bölsche. Jena u. Leipzig. Eugen Diederichs. 1905. 298 S. Preis 5 Mk., geb. 6.50 Mk.

Christentum und Kultur. Ein Beitrag zur christlichen Ethik von D. Dr. E. W. Mayer, Professor der Theologie an der Universität Straßburg i. E. Berlin. Trowitzsch & Sohn. 1905. 63 S. Preis 1.40 Mark.

Weg zur Kraft. Des Herzhaften Unterrichts zweiter Teil von G. Scharrelmann. Hamburg 1904. Alfred Janßen. Preis geb. 4.50 Mk. 283 S.

Liturgische Passionsgottesdienste von Pfarrer Elze, Eibenstock, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen. Selbstverlag. Preis 40 Pfg.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch in Jena. (Aus Natur- und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 66. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. IV. u. 148 S. 8. Preis geh. 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1.25 Mk.

Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit von Lic. Dr. J. Benzinger (Sammlung Göschen 231). Leipzig. G. J. Göschen. Preis 80 Pf.) 158 S.

Babel und Bibel. Dritter (Schluß-) Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 21 Abbildungen. 1.—6. Tausend. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 2 Mk., kart. 2.50 Mk.

Wie urteilen Theologen über das kirchliche Stimmrecht der Frauen? Gesammelte Antworten auf eine Umfrage des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht. Herausgegeben von Martha Zietz. Hamburg. Otto Meißner 1905. Preis 1 Mk.

Konfirmandenunterricht für Konfirmierte. In Briefen an eine ehemalige Schülerin von D. Rudolph Ehlers. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1905. 427 S.

Urchristliche Literaturgeschichte (Die Schriften des Neuen Testaments) von D. Herm. Freiherr v. Soden. Berlin. Alex. Duncker. 1905. 237 S. Preis 2.50 Mk., geb. 3.20 Mk.

Aus der Dorfkirche. Zehn Predigten von K. Hesselbacher, Pfarrer in Neckarzimmern (Baden). Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1905. Preis 1.50 Mk, geb. 2.40 Mk.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Zweite durchgesehene Auflage. 1904. Leipzig. B. G. Teubner.

Wie predigen wir dem modernen Menschen? Von Lic. theol. F. Niebergall, Privatdozent in Heidelberg. I. Eine Untersuchung über Motive und Quiative. Zweite durchgesehene Auflage. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk. 180 S.

Pförtner Schulpredigten von Professor K. H. Pahnke, Geistlicher Inspektor an der Königl. Landesschule. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr. 102 S. Preis 1.50 Mk., geb. 2.30 Mk.

Die Gewinnbeteiligung der Angestellten. Von Heinrich Freese. Gotha. Fr. Em. Perthes. 1905. 70 S. Preis 1 Mk.

Bischof von Anzer, die Berliner amtliche Politik und die evangelische Mission. Von Friedrich Nippold. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1905. 97 S. Preis 1.80 Mk.

Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft. Vortrag, gehalten auf dem International Congress of arts and scienies in St. Louis, M., von Dr. Ernst Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1905. 55 S. Preis 1.20 Mk.

Luther als deutscher Mann. Von Dr. Herm. Meltzer, Realgymnasialoberlehrer in Zwickau i. S. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1905. 77 S. Preis 1.20 Mk.

Essex Hall Year Book. 1905. London. British et foreign Unitarian Association. Essex Hall, Essex Street, Strand. One Shilling net.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen im Volkshochschulverein zu München gehalten von Dr. J. Unold. Zweite Auflage. (Aus Natur- und Geisteswelt 2c.) Leipzig. B. G. Teubner. 1904. Preis 1.25 Mk. 152 S.

Das Leben Jesu Christi. Dargestellt von Dr. Konrad Farrer, Pfarrer an St. Peter und Professor an der Universität Zürich. 2. Auflage. Leipzig. J. C. Hinrich. Zürich. Müller, Werder & Co. 1905. 261 S. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Gott und Natur. Betrachtungen zur Ausbreitung eines zeitgemäßen Bibelglaubens von Rv. L. Rau. Cannstadt. Selbstverlag. 31 S.

Zur Geschichte der Glockengießer in Hamburg. Von Robert Körner. Separatabdruck aus: „Hamburgisches Kirchenblatt". Hamburg. Gustav Waßmann (Gustav Fick). 1905. 42 S.

Evangelischer Glaube oder Bekenntnisglaube? Beantwortet von Wilhelm Soltau, Professor. Leipzig. Dieterichs Verlag (Theodor Weicher). 1903.

Der Synodalentag zu Worms am 31. Oktober 1904. Bericht über die Vorträge, Verhandlungen und Feiern, erstattet vom Arbeitsausschuß. 2. Aufl. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1904. 95 S.

Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die protestantische Theologie? Vortrag, gehalten in der „Konferenz liberaler Theologen zu Hamburg" am 22. Juni 1904 von Arnold Köster, Pastor an der Erlöserkirche in Hamburg-Borgfelde. Leipzig 1904. Richard Wöpke. 78 S. Preis 1.20 Mk.

Neue Weltanschauung. Neue Religion. Von Dr phil. August Deutsch. Leipzig 1904. Richard Wöpke. 74 S. Preis 1.20 Mk.

In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Ralph Waldo Trine. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Stuttgart. J. Engelhorn. 1905. 224 S.

Kunst und Leben in ihrer Wechselwirkung aufeinander. Dargestellt von Conrad Wilhelm Kambli, Doktor der Theologie. Frauenfeld. Huber u. Co. 1905. 366 S. Preis 5.60 Mk. geb.

Der Raub Straßburgs. Geschichtliche Erzählung von Fritz Lienhard. Mit Abbildungen von Fritz Bergen und W. Weimar. Zweite Auflage. München. J. F. Lehmann. In Geschenkband 2 Mk.

Der köstliche Weg des Paulus. Drei Predigten über das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes von Lic. Johannes Bauer, außerordentl. Professor der Theologie in Marburg. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. 64 S. Preis 0.80 Mk.

Baruch de Spinoza. Ethik. Übersetzt und mit einer Einleitung und einem Register versehen von Dr. Otto Baensch (Philos. Bibl. B. 92). Leipzig. Dürr. 1905. Preis 3 Mk.

Kurze Darstellung der Christlichen Heilslehre für Konfirmanden und Konfirmierte von N. Hauri, Pfarrer an der St. Leonhardskirche in St. Gallen. 2. Aufl. Basel. Friedrich Reinhardt.

Koheleth oder Weltschmerz in der Bibel. Ein Lieblingsbuch Friedrich des Großen. Verdeutscht und erklärt von Paul Haupt, Professor der semitischen Sprachen ꝛc. in Baltimore. Leipzig. J. C. Hinrick. 1905. 33 S. Preis 1.20 Mk.

Ausflüchte in das Reich des Geistes und der Seele von Fr. M. Ascher. Berlin W. 50. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock. 76 S. Preis 1 Mk.

Selbstbehauptung und Selbstverleugnung. Ein Gegenwartsproblem. Vortrag von L. Ragaz, Pfarrer. Basel. C. F. Lendorff. 1904. 40 S.

Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Vier Abhandlungen von J. H. Ziegler, Dr. phil. Kommissionsverlag Art. Institut. Orelli Füßli. Zürich 1904. Preis 4 Mk. 192 S.

Die Religion eines Gebildeten, von Francis G. Peabody. Deutsche Übersetzung von E. Müllenhoff. J. Ricker. Gießen. 80 S. Preis 1.50 Mk., geb. 2.20 Mk.

Der Charakter Jesu Christi, von F. G. Peabody. Autorisierte Übersetzung von E. Müllenhoff. J. Ricker. Gießen 1905. 31 S. Preis 0.60 Mk.

Heilsarmee und Gesellschaft von Karl von Schmidtz-Hofmann, Herausgeber von „Der freie Christ". Erste Auflage. Arcona, Kanton Tessin. Karl von Schmidtz. 1904. 31 S. Preis 0.50 Mk.

War Lessing ein „frommer" Mann? Ein Vortrag von Paul Gastrow, Pastor in Bergkirchen. J. Ricker. Gießen 1904. 32 S. Preis 50 Pfg.

Der Mensch als Gottes Ideal. Populärphilosophische Vorträge über die Unsterblichkeit der Seele. Von Pfarrer Bernstein, früher im Pfarramt der protestantischen Landeskirchen Elsaß, Baden und der Rheinprovinz. Buchdruckerei Joh. Schulten, Mühlheim (Ruhr)-Styrum. 144 S.

Zeitschriften: „Der Türmer." November 1904 Greiner & Pfeiffer. Stuttgart. Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Persönlichkeit. Von F Heman. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose (Fortsetzung). — Die Untersuchungshaft und ihr Mißbrauch. Eine strafprozeßrechtliche Betrachtung. Von Max Treu. — Statt der „einen" die „andere". Humoreske von R. von Mosch. — Türmers Tagebuch: Eine deutsche „Frage". Landesväterchen und Landeskindlein. Aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte. Großmacht Presse. — Kunstbeilagen: Leonardo da Vinci: Mona Lisa. (Photogravüre.) Leonardo da Vinci: Isabella von Este. Leonardo da Vinci: Studie nach dem Bildnis der Isabella von Este. Fritz Mackensen: Totenklage. — Notenbeilage.

„Dienet einander." Eine homiletische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Rathmann, Superintendent und Oberpfarrer in Schönebeck a. E. Leipzig. G. Strübig. 1904/05. 2.

Wartburgstimmen. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur. Schriftleiter: Ernst Claußen. Thüringische Verlagsanstalt. Eisenach und Leipzig. 2. Jahrgang. Nr. 15. Nov. 1904. 1. Heft.

Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart. Von D. O. Baumgarten, Professor der Theologie in Kiel. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1905. 105 S. Preis 1.80 Mk., geb. 2.50 Mk.

Christliche Gedanken. Für die Suchenden unserer Zeit gesammelt von A. Kerler. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen. 1905. 218 S. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.

Haeckels Lösung der Welträtsel, von J. G. Tasker, Professor am Handswork Kollege-Birmingham. Autorisierte Übersetzung von Karl Herrmann, Groß-Lichterfelde 1904. C. Herrmann. 47 S. Preis 0.60 Mk.

Zwei Kirchweihpredigten von Wilhelm Fink, Pfarrer in Bucha bei Jena. Der Reinertrag ist für die erneuerte Kirche in Bucha bestimmt. Buchdruckerei M. Schlimpers Nachf., Blankenhain (Thür.)

Die Frau und das Christentum. Von Miss J. A. Burstall, B. A. Head Mistress Manchester Higt School for Gich Late Scholar of Girton College, Cambridge. Autorisierte Übersetzung von Frau Alice Sutter. 29 S. Preis 0.40 Mk. C. Herrmann, Lichterfelde, Parallelstraße 19. 1904.

Bibliothek der Aufklärung. Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief). Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Übersetzung von Lily von Gizycki. Mit einem Vorwort von Georg von Gizycki. II. Aufl. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 47 S.

Erzieher zu deutscher Bildung. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1904.

1. Band: Joh. Gottfr. Herder. Ideen. Zusammengestellt von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. 230 S. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.
2. Band: Friedrich Schlegel. Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. 180 S. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte nebst einem Anhange über öffentliche Armenpflege, Arbeiterversicherung und andere für die Wohlfahrtspflege wichtige Rechtsgebiete. Ein Auskunftsbuch, herausgegeben von der Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Julius Springer. 1904. 496 S. Preis 1.50 Mk.

Aus Zeitschriften.

Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung. Herausgegeben von D. Julius Webshy. 9. Jahrgang. Heft 1. 21. 1. 05. Berlin 1905. C. A. Schwetschke & Sohn. Halbjährlich 4 Mk.

Inhalt: Heft 1. Heinrich Holtzmann, Der Fall Loisy; Ludwig Köhler, Bullingerschriften. Literatur: Kant-Literatur (Eduard Grimm); Paul Graue, Unabhängiges Christentum (J. Webshy); Hermens und Kohlschmidt, Protestantisches Taschenbuch (Oskar Herrigel); P. Ziegert, Über Ursprung und Wesen des heutigen deutschen Baptismus (Karl Lammers); Karl Schwarz-Stiftung.

Wir brauchen unseren Lesern die „Monatshefte" nicht erst zu schildern, aber wir wollen sie wieder und wieder dringend empfehlen. Sie gehören mit uns, wir mit ihnen zusammen, denn unsere Bestrebungen als Gemeindeblatt und für kirchliche Praxis, wie in der Kirchenpolitik, müssen getragen werden von der immer weiteren Ausgestaltung und dem tieferen Eindringen der theologischen Wissenschaft in Kirche und Gemeinde, die ihrerseits vom Leben dieser nicht absehen kann, ohne an Gedeihen einzubüßen.

Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert, Godesberg. 2. Jahrgang. 1904. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. Heft 11 November 1904. Heft 12 Dezember 1904.

Inhalt des 11. Heftes: Vergehen oder Auferstehen? Von Direktor Dr. Morgenstern. Die Entstehung des Neuen Testamentes. Von Lic. Dr. E. Höhne. Friedrich Ratzel, ein Zeuge Gottes. Von Dr. E. Dennert. Theologie, Naturwissenschaft und Philosophie. Von Dr. med. A. Riedel. Umschau in Zeit und Welt. Antworten auf Zweifelsfragen (Frage 34). Apologetische Rundschau. — Inhalt des 12. Heftes: Haeckels Antwort. Von Dr. E. Dennert. Die Entstehung des Neuen Testamentes. Von Lic. Dr. E. Höhne. Der Magus des Nordens. Von E. Bruhn. Zur Kennzeichnung der Gegenwart und der ihr gestellten Aufgabe. Von Lic. J. Winter. Umschau in Zeit und Welt. Notizen. Antworten auf Zweifelsfragen (Frage 39). Apologetische Rundschau. Bibliothek.

„Was wir wollen, das sei auch jetzt wieder kurz und klar gesagt. Was wir uns als Ziel gesetzt haben, ist die Verteidigung des christlichen Glaubens. Wir wollen zeigen, daß er das moderne Wissen nicht zu scheuen braucht. Wir wollen Brücken schlagen vom alten Glauben zum neuen Wissen. Wir wollen arbeiten für die „Suchenden" aus allen Volkskreisen, um sie zur Klarheit zu bringen. Unser Standpunkt ist das biblische Christentum, dadurch fühlen wir unser Gewissen gebunden, aber das soll uns nicht hindern anderen gegenüber ein weites Herz und Verständnis für ihre Kämpfe und Schwierigkeiten zu zeigen."

Der Standpunkt, einmal „Der alte Glaube", dann „Das biblische Christentum" genannt, ist nicht recht klar. Es wäre vielleicht ganz gut, wenn auch einmal untersucht würde, ob denn das „moderne Wissen" von vornherein den „christlichen Glauben" zwingt, sich in Verteidigungszustand zu versetzen, ob es sich da nicht zumeist um Einzelerscheinungen im großen Gebiete des modernen Wissens und um Sondergestalten des christlichen Glaubens handelt. „Brücken schlagen vom alten Glauben zum neuen Wissen" — daß da als ganz selbstverständlich ein Abgrund zwischen beiden gesetzt wird, klingt allerdings etwas pontifical. Wenn aber einige Zeilen vorher es heißt, daß „wir auch dem modernen Geistesleben gute Seiten abzugewinnen suchen", so möchte man sagen: sehr freundlich! Aber mit Jemandem, bei dem man angestrengt nach guten Seiten suchen muß, kommt man schwerlich in ein gedeihliches Verhältnis. Indessen können wir uns des freuen, daß die Zeitschrift „für die „Suchenden" aus allen Volkskreisen arbeiten will" und daß sie „für deren Kämpfe und Schwierigkeiten ein weites Herz und Verständnis zeigen" will. Es wird jedenfalls, so viel wir es beurteilen können, ernstlich und nicht ohne Freimut gearbeitet, wenn auch die kritische Anschauung, z. B. über die Entstehung des Neuen Testamentes, sehr anspruchslos ist. Jedenfalls freut sich jeder, der ums Wissen arbeitet, auch im Glauben, aller Mitarbeit. Und es werden Herausgeber und Arbeiter der Zeitschrift die Erfahrung machen, daß man in der Arbeit für die „Suchenden" manchmal ganz unvermutet für sich selbst etwas findet, wie jener den Schatz im Acker.

„Dienet einander!" Eine homiletische Zeitschrift. Unter Mitwirkung von D. Wilh. Faber, Wirkl. Geh. Oberkonsistorialrat, Generalsuperintendent und Propst von Berlin, D. Hermann Jacoby, Konsistorialrat, Professor an der Universität Königsberg i. Pr., Dr. Heinrich Rocholl, Konsistorialrat, Militäroberpfarrer in Hannover, D. Wilhelm Wiener, Dekan in Worms und anderen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Rathmann, Superintendent und Oberpfarrer in Schönebeck a. E. Nebst Literaturbericht für Theologie von demselben Herausgeber. Leipzig. G. Strübigs Verlag (M. Altmann). Philadelphia bei Schäfer & Koradi. Jährlich 10 Hefte mit über 30 Druckbogen zum Preise von 3 Mk. (Ausgabe mit homiletischer Sonderbeigabe 6 Mk.) 13. Jahrgang 1904/05. Heft 2 u. 3.

Aus dem Inhalt: Fortsetzungen eines Artikels „Besondere Seelsorge" von P. Coulon, Predigten von Wirkl. Oberkonsistorialrat D. Faber, von P. P. Petries, Fidel und Wunderlich: aus der Weihnachts- und Epiphanienzeit und zu besonderen Gelegenheiten (Kircheneinweihungen, Glockenweihe, Abschied). Außerdem Predigtentwürfe zu verschiedenen neueren Perikopenreihen, Dispositionen usw. Als einer „Richtung" angehörig oder dienend wird sich die Zeitschrift wenigstens von uns nicht charakterisieren lassen, denn ihre „Gläubigkeit" schließt „Richtungen" aus. Wir wollen aber von der in ihr gezeigten homiletischen Kunst gerne lernen, denn die ist ja doch kein privilegiertes Eigentum von rechts oder links, und Kenntnisse in der Pastoraltheologie sind in dieser Beziehung vogelfrei.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 13.

Bremen
Berlin.

25. März 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Römische Kirche. Expedit. — Aus Württemberg. — Anzeigen.

Römische Kirche.

Expedit.

Unsere Vermutung (1904 Nr. 7), daß Pius X. zur rechten Zeit den italienischen Katholiken, d. h. den klerikalen Italienern, den Weg zur Beteiligung in der Landespolitik weisen würde, hat sich bestätigt. Wenn er in den ersten Monaten seiner Regierung noch festzuhalten schien an dem „Non expedit" seiner beiden Vorgänger (Verbot der Beteiligung von Katholiken an politischer Arbeit), so stand doch sein Entschluß offenbar von vornherein fest, andere Wege zu gehen. Und die Kardinäle, welche ihm bei der Papstwahl (1903) ihre Stimme gaben, mußten für seine Neigungen mindestens eine gewisse Sympathie haben.

Die Kurie hielt es bis zum Tode Leos XIII. für gut, der italienischen Regierung wegen der Einnahme des Kirchenstaates in kräftigen Ausdrücken zu grollen. Sie hielt es für opportun, ihre Gläubigen auf dem ganzen Erdball zum andauernden Protest gegen die Usurpation des Hauses Savoyen aufzustacheln; immer wieder mit Emphase betonen zu lassen, daß der arme und gefangene Papst ohne die weltliche Macht sein geistliches Amt nicht erfüllen könne. Am lautesten haben die deutschen Katholikentage der letzten dreißig Jahre mit frenetischem Beifall diese Torheit begrüßt, bis 1904 eine andere „Wahrheit" vorbereitet wurde: es ginge auch ohne den Kirchenstaat ganz gut, wenn man nur wolle. Natürlich, denn es muß gehen. Und die Masse der Gläubigen ist gutmütig, sie klatscht zu jeder Ansicht ihrer Führer im voraus ihr Einverständnis. Debatte ist nicht.

Das Non expedit, welches dreißig Jahre lang wie ein Dogma behandelt wurde, stellt sich nun der zunächst etwas verblüfften Menge als „eine einfache kirchliche Disziplinarverordnung" dar, vom Papst gegeben und jederzeit wieder aufhebbar. Sarto hebt sie eben auf: er verzichtet auf die positive Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaates, weil sie ja doch nicht erfüllt wird; er verzichtet auf die negative Forderung politischer Entsagung für Italien, weil sie politisch falsch ist. Von nun ab heißt es: Expedit, der Papst will in Italien an der Politik beteiligt sein, er fordert die Organisation der Katholiken, Aufstellung von Kandidaten für das Parlament und die Gemeindevertretungen, er will ein italienisches Zentrum, wie er ein französisches und spanisches will — nach deutschem Muster. Wer wollte ihm das nach dem Beweis der Zweckmäßigkeit in Deutschland verübeln? Vom katholischen Gesichtspunkt muß man es für die höchste Aufgabe des Papsttums unserer Tage ansehen, die Reste der Gläubigen in allen Ländern straff zu organisieren, disziplinieren und als Parteimacht in den Parlamenten zum ausschlaggebenden Faktor im Sinne des Papstes heranzubilden. Und da in allen zivilisierten Ländern das allgemeine gleiche Wahlrecht die Regel ist, auch von der Masse als ein unveräußerliches Recht festgehalten wird, so werden die päpstlichen Zentren in Europa und Amerika folgerichtig demokratische Allüren anzunehmen haben, ohne sich jemals in einen Klassenkampf einlassen zu dürfen. Die hundert deutschen Zentrumsmannen bieten das Beispiel.

Während in Italien das Non expedit ohne positive Wirkung blieb, dem Staate nicht schadete, der Kurie nicht half, setzt die beginnende Politik unter Merry del Val nicht übel ein. Zunächst wurde an die finanziellen Mittel gedacht. Siehe unseren Artikel 1904, Nr. 32, dann offenbarte sich die „Civilta Catolica" als das führende Organ. Am 3. Dezember brachte sie das politische Programm: zunächst Organisation! Zugleich aber auch ein treffliches Schlagwort: „Front gegen die Revolution!" Das ist raffiniert. Früher erklärte man die Einnahme des Kirchenstaates für die „Revolution", jetzt will sich der Papst mit dem einst revolutionären Königtum verbünden „gegen den gemeinsamen Feind", der freilich nicht genau definiert werden wird. Denn die Kurie ist den Republikanern nicht grundsätzlich feind, wohl aber den Sozialisten und Radikalen, so lange diese Feinde der Kurie sind. Aber das Schlagwort ist ein guter Köder. Unter der Parole werden die neuen Verbündeten genug gemeinsamer Arbeit finden und, wenn es lohnt, Anlaß zu Kompromissen nehmen. Der König braucht Stützen für den Thron, die Kurie für den Altar. Man wird sich schon verstehen und sich wechselseitig schätzen, sobald man von einander etwas erhofft.

Freilich, einstweilen ist die Regierung gesichert auch ohne das Zentrum. Die letzten Parlamentswahlen (Nov. 1904) waren ihr außerordentlich günstig: 343 Ministerielle, 39 Mitglieder der konstitutionellen Opposition, 37 Radikale, 27 Sozialisten, 21 Republikaner, 14 Unabhängige und nur 2 Katholiken. Das Ministerium Giolitti hatte geschickt operiert und genoß die Früchte des verwegenen Generalstreikes. Die radikale Linke tritt geschwächt in die Verhandlung der Kammer ein. Und das gar zu kleine Zentrum bleibt einstweilen außer Betracht. Indeß, es will wachsen. Wie weit das geraten kann, entzieht sich noch unserer Beobachtung. Jedenfalls wird es Zeit brauchen. Hemmend wirkt die Uneinigkeit im katholischen Lager, das temperamentvolle Selbständigkeitsgefühl der christlichen Demokraten (Murei) gegenüber der bischöflichen Bevormundung, an der Pius X. zäh festzuhalten scheint. Vielleicht braucht es noch erst eine gründliche Sanierung der Klerisei, um den Katholiken mehr Achtung vor der Hierarchie zumuten zu dürfen. Als sittlich ernster Mann hat der Papst schnell genug damit begonnen und wird er, will's Gott, nach zehn Jahren den Erfolg seiner Bemühung feststellen können. Was inzwischen die Katholiken für die nächsten Wahlen fertig bringen, werden wir erleben. Groß sind die Befürchtungen der Gegner kaum. Auch die Regierung braucht für die nächste Zeit von der neuen Partei nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Wenn sie nach der „Civ. Cattolica" „mit allen gesetzlichen und verfassungsmäßigen Mitteln, über welche sie verfügen kann, die Rechte der Kirche und des heiligen Stuhles verteidigen soll", so ist das eine Phrase, die erst von Fall zu Fall durch den Wink des Papstes Inhalt empfängt. Fürs erste warten wir Nachrichten ab über die Organisation und Stimmung unter den Klerikalen. Denn es ist jedenfalls interessant zu beobachten, wie sich im westlichen Europa die Ruinen eines alten stattlichen Gebäudes noch wieder zu behaupten suchen. A. Urbain.

Aus Württemberg.

Unser letzter Bericht über Württembergisches hat der Entscheidung gegolten, die als das große Ereignis dieses Jahres am 8. Juni gefallen ist: der Verwerfung der Weizsäckerschen Schulnovelle mit ihrem bescheidenen Maß von Fortschritt auf dem Gebiet des Schulwesens, namentlich hinsichtlich der Aufsichtsfrage, durch unsere erste Kammer, die sogenannte Standesherrenkammer, die sich damit in ihrem katholisch-reaktionären Charakter einmal mit wünschenswertester Deutlichkeit vor aller Welt entpuppt hat und einen Sturm der Entrüstung, wie wir seit Jahrzehnten keinen mehr erlebt haben, in unserem Lande entfesselt hat, gipfelnd in der Losung, die landauf landab auf unzähligen Protestversammlungen als Schlußforderung der temperamentvollsten Redner stand: „Weg mit der ersten Kammer überhaupt!" Inzwischen ist über ein halbes Jahr herumgegangen, die Gemüter haben Zeit gehabt, in die gewohnte Ruhe zurückzukehren, die Regierung aber, ihre Willensmeinung in einem deutlichen Gesetzentwurf über die „Verfassungsrevision", diese über halbhundertjährige Seeschlange unseres Landes, kundzugeben, ohne daß bis heute, abgesehen von einigen Sätzen der Thronrede, die allgemeinen Beifall fanden, man etwas Sicheres hätte. Die schwäbische Gemütlichkeit, die nach dem Rezept verfährt: „Eile mit Weile!" scheint diesmal besonders gründlich genommen zu werden. Das Einzige, woran sich die Erörterung in der Presse halten kann, ist eine Nachricht, die schon vor über sechs Wochen in der „Neckarzeitung" zu lesen war und vor etwa vierzehn Tagen auch im „Merkur" wiedergegeben wurde, hinterdrein aber durch ausdrückliche Feststellung von kompetenter Seite als ein nur unmaßgeblicher Vorschlag und somit eben als Versuchsballon für die Öffentlichkeit sich herausstellte. Darnach sollte die geplante Verfassungsrevision für die zweite Kammer, die der Abgeordneten, sich in möglichstem Anschluß an den letzten Versuch mit Entfernung der Privilegierten und deren Ersatz auf dem Wege des Progresses begnügen, im übrigen die bisherige Grundlage der 63 Oberämter und „7 guten Städte" (einschließlich Ellwangens) beibehalten werden, nur daß Stuttgart von 1 auf 3 Vertreter erhöht werden soll. Gesamtzahl sei so 91. Die erste Kammer soll wohl eine relativ gründlichere Umänderung erfahren, indem zu den 20 Standesherren, 4 Prinzen und 6 Regierungsvertreter, die wir bisher haben, noch 18 neue kommen sollen: 14 aus dem Kreise der bisherigen (23) Privilegierten der zweiten Kammer, nämlich je 6 (statt 13) ritterschaftliche und eben so viel (statt 9) kirchliche Vertreter, letztere zu ein Drittel katholisch, nämlich der Bischof und ein Domkapitular, zu zwei Drittel evangelisch, nämlich 2 (von den bisherigen 6) Prälaten und dazu der Präsident des Konsistoriums wie der Landessynode; weiter je ein Vertreter der Universität Tübingen wie der Technischen Hochschule Stuttgart (dieser neu). Weiter aber sollen dazu, in Wiederaufnahme eines früheren Entwurfs, noch vier Vertreter der modernen Berufsgliederung, nämlich je einer für die Handels-, die Handwerks-, die Landwirtschafts- und endlich auch der Arbeiterkammer treten, zusammen 48.

Man kann nicht sagen, daß diesem Programm eine übertrieben beifällige Aufnahme zu teil geworden ist, namentlich auch hinsichtlich des zweiten Teils, der Gestaltung der Privilegiertenkammer. So sympathisch z. B. auch die Berücksichtigung der letztgenannten vier Berufsvertreter einen modernen Menschen berühren müßte, so stehen, abgesehen von der Frage, wie weit etwa derartige moderne Standesvertreter sich mit dem feudal-mittelalterlichen Gesicht der übrigen Elemente zu einer Einheit verschmelzen lassen — immer hätten die modernen Menschen, wenn wir ihnen die zwei Hochschul- wie die sechs Regierungsvertreter zugesellen würden, doch nur ein Viertel der Gesamtstimmenzahl — auch rechtlich-praktische Schwierigkeiten genug im Wege. Sind doch zwei von diesen modernen vierBerufen immer erst in der Idee vorhanden; hinsichtlich der Landwirtschaftskammern streitet man noch, ob diese an die vier Kreise angeschlossen werden sollen — angesichts von deren rein künstlichem und so papiernem Charakter von Hause aus eine unglückliche, aber vom Zentrum, das so wenigstens in der einen Kammer, für den Donaukreis, eine sichere Domäne hätte, mit Leidenschaft verfochtene Idee — oder ob nicht besser das ganze Land zusammen zu nehmen wäre. Hinsichtlich der Arbeitervertretung aber ist man noch nicht einmal so weit, würde es sich also nur um eine Sache der Zukunft handeln, die, wenn man die Lösung dieser Frage als Bedingung für das Zustandekommen der Reform anzusehen hätte, diese möglicherweise noch in eine recht ferne Zukunft rücken dürfte. Für uns liegt das Hauptbedenken nach zwei anderen Seiten: einmal nämlich will es uns als eine Frage erscheinen, ob wirklich die Privilegierten, ohne deren Zustimmung nicht einmal in der zweiten Kammer an eine Mehrheit, wie sie hier gebraucht wird (zwei Drittel), zu denken ist, für eine solche Veränderung, die bei den Rittern eine Reduktion auf kaum die Hälfte gleich käme, zu haben sein werden. So lange darüber keine absolute Gewißheit ist, will uns scheinen, als ob man klüger getan hätte, lieber die bisherigen Privilegierten in möglichst unverminderter Zahl, und so namentlich auch die Ritter gleich den Kirchenvertretern wenigstens zu zwei Drittel ihrer gewöhnlichen Zahl, 8 von 13, einrücken zu lassen. Einer allzu großen Vermehrung der ersten Kammer hätte sich ja auf anderer Weise vorbeugen lassen durch Einführung einer Maßregel, deren Unterlassung uns als das bedauerlichste Symptom für den Charakter dieses Versuchsballons erscheinen will: die Abschaffung der Geisterstimme, die möglichst zugleich mit Einführung der Residenzpflicht, d. h. der Verpflichtung für die standesherrlichen Gesetzgeber, wenigstens einen Teil des Jahres, sagen wir ein Viertel, im Lande selbst (nicht gerade in der Residenz, wie einst der erste König, Friedrich, in seiner Autokratenwillkür bestimmt) zuzubringen. Wollte man auch von dieser letzteren Bestimmung, die für ein Land wie Württemberg immerhin die Bedeutung eines point d'honneur haben dürfte, absehen, so will es einem doch nicht hinunter, wenn wirklich selbst auf die Abschaffung der Geisterstimmen, d. h. das Privilegium, das bei uns als ein Unikum in deutschen Landen besteht, daß auch abwesende und zwar generationenweise abwesende auswärtige Standesherren, z. B. der Fürst von Windischgrätz oder der von Fürstenberg, Öttlingen-Wallerstein u. a. ihr Gesetzgeberrecht durch Uebertragung auf andere ausüben dürfen, von der Regierung verzichtet würde. Denn immer würde durch eine derartige, von rechtswegen in die Kategorie der Selbstverständlichkeiten gehörende Maßregel wenigstens so viel erreicht, daß etwa vier bis sechs von den zwanzig Standesherren in Wegfall kämen und das mittelalterlich-reaktionärste Element der ersten Kammer entsprechend vermindert, ja schließlich in die Minderheit versetzt würde, falls wir die Ritter samt Prälaten den modernen Elementen zuzählen dürfen. Und in demselben Maße käme dies auch der Evangelisierung dieser ersten Kammer, was unser zweiter Hauptgesichtspunkt bleiben muß, zu gute. Es bleibt eine Anomalie, die angesichts der bestehenden Zukunftsaussichten für eine katholische Thronfolge immer schwerer in unserem Lande ertragen wird, daß die Gefahr für ein zu 70 Prozent evangelisches Volk die Bestätigung durch eine Privilegiertenkammer haben müssen, die in umgekehrtem Verhältnis katholisch ist. Wenn die Regierung nicht den Mut hat, die nötigen Schritte zur deutlichen Veränderung dieses Zustandes durch klare Forderungen auf dem Wege der Gesetzgebung, wie wir sie angedeutet haben, zu fordern, so wird sie niemals das Vertrauen des evangelischen Teils unserer Bevölkerung gewinnen. Freilich ist die Frage, ob die erste Kammer zu solchen Forderungen zu haben sein wird. Aber es allen Teilen recht machen, ist eine Kunst, die bekanntlich über das gewöhnliche Maß menschlicher Kraft geht. Und dann bleibt immer nur die Wahl übrig, wem man's recht machen will. So viel ist sicher, daß, wenn die Regierung wirklich nicht gründlicher den mittelalterlichen Privilegien unserer Standesherren-Kategorie zu Leibe gehen will, eine tiefgehende Enttäuschung durch unser Volk das Ergebnis sein wird, das in seiner Schlußwirkung nur einer Partei gründlich zu Nutzen kommen wird: der Sozialdemokratie.

Und doch ist der Entwurf, wie wir ihn oben skizziert haben, sichtlich durch die Rücksicht auf diese, natürlich negativ, zugeschnitten, namentlich in dem auf die Abgeordnetenkammer bezüglichen Teil. Wenn hier einfach die bisherige Grundlage, die 63 Oberämter und 7 guten Städte, beibehalten werden sollen, so heißt das so viel, als daß einfach in Württemberg die Entwicklung des 19. Jahrhunderts als eine Null behandelt werden soll: eine Entwicklung, die bei aller relativen Mäßigung doch auch bei uns die Folge gehabt hat, daß aus den 5 Prozent der Bevölkerungszahl, welche jene 7 guten Städte (Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Ulm, Reutlingen, Tübingen und Ellwangen) 1815 gehabt haben, heutzutage über 20 Prozent der „besseren" Städte, nämlich diejenigen über 10 000, geworden sind, wozu dann allerdings auch noch Eßlingen, Cannstadt, Göppingen, Tuttlingen, Gmünd, Ravensburg gehören, nicht aber — Ellwangen, welches noch keine 5000 Einwohner zählt. Letzteres aber fahren zu lassen, will dem Zentrum, obgleich es dafür Gmünd und Ravensburg gewänne, so wenig in den Magen, daß, sobald an dieses Privilegium gerührt wird, wie z. B. eben wieder der „Schwarzwälder Bote" getan hat, die ganze Zentrumspresse aus dem Häuschen kommt und in konvulsivische Zuckungen verfällt, die ihr alle Fähigkeit vernünftiger Erörterung benehmen. Leider scheint man aber auch auf Seiten der Regierung nur allzu geneigt, diesem kampfhaften Bemühen nach möglichster Konservierung des bisherigen in diesem Stück gern Rechnung zu tragen, weil — nun weil in den Städten bekanntlich meist Sozialdemokraten sitzen, auch bei uns, und weil es auch bei uns so vielfach als der Gipfel der Regierungsweisheit gilt, diese möglichst um ihr parlamentarisches Recht zu prellen, ohne zu bedenken, daß mit all diesen Mitteln doch immer nur das Gegenteil erreicht wird, daß jede ungerechte Verkürzung und auch nur der Schein einer solchen, Wasser auf die Mühle dieser Parteien ist, das anderwärts, z. B. bei der so viel wichtigeren Reichstagswahl, um so voller herauskommt. Aber freilich wird die Regierung in ihrem Auftreten, nur die bösen Sozialdemokraten um alles in der Welt nicht aufkommen zu lassen, bestärkt durch eine andere Seite, die in den letzten Jahren im Landtag immer mehr ins Kraut geschossen ist, so bescheiden sie auch bei der Reichstagswahl abgeschnitten hat: die Bauernbündlerei. Leider hat diese auch bei der jüngsten Ersatzwahl im Bezirk Mergentheim an Stelle des verstorbenen Ökonomierats Schucht, der hier den wohlbekannten Ministerpräsidenten von Mittnacht verdrängte, einen Sieg errungen durch Durchdrückung ihres Kandidaten Mittnacht, der ein entfernter Anverwandter des vorgenannten, erst später geadelten Ministers, gleich diesem der katholischen Konfession angehört und schon daher dem Zentrum genehm war, das in überaus schlauer Taktik deshalb lieber bei der Hauptwahl zurückhielt, um in der Stichwahl dann das Zünglein in der Wagschale zu bilden, bisher war es der von der Deutschen Partei und Volkspartei gemeinsam unterstützte Forstrat Keller. Je mehr aber auch in diesem Fall das Liebäugeln von Zentrum und Bauernbund wieder zutage getreten ist, um so mehr wäre für die Regierung Grund vorhanden, nicht durch Hintansetzung der Städte immer wieder seinen reaktionären

konservativen Elementen allzuwillig Vorspanndienste zu leisten. Aber — ob wir auf so viel Einsicht in jenen Regionen hoffen dürfen?

In einer anderen Angelegenheit, welche die Pfarrkirche persönlich noch näher berührt, ist die Regierung noch vor Weihnachten mit einer Offenbarung herausgerückt, die denn auch wie ein richtiges „Christkindle" gewirkt hat: der Veröffentlichung des Etats. Ist doch in diesem, trotz der keineswegs glänzenden Lage, in der auch unsere Finanzen, namentlich infolge der wegen Südwestafrika drohenden Erhöhung der Matrikularbeiträge, dastehen, die seit Jahren versprochene Erhöhung der Pfarr- und Lehrergehälter zur tatsächlichen Erfüllung gekommen, indem für beide zusammen ein Posten von 1 150 000 Mark eingestellt ist. Auf die Pfarrer sollen davon 450 000 Mark und zwar die evangelischen 300 000, die katholischen (um der Parität willen) 150 000 entfallen, während für die Lehrer etwa 700 000 Mark übrig blieben. Uns wäre lieber gewesen, wenn letztere Summe etwa noch um 200 000 Mark erhöht und so auf das Doppelte der für die Geistlichen geforderten Summe hätte gebracht werden können, entsprechend der so viel größeren Zahl des Lehrerpersonals. Denn so ist natürlich alsbald wieder der Neid der Lehrerpresse erregt worden, indem diese herausgerechnet hat, daß so für die Pfarrer durchschnittlich 230 Mk., für die Lehrer nur 130 Mk. herauskommen. Letztere Rechnung ist freilich vom „Staatsanzeiger" als viel zu niedrig nachgewiesen worden, da, wie das amtliche Blatt erklären konnte, bei dieser Exigenz nur an die ständigen Lehrer gedacht sei und so für diese tatsächlich ein Durchschnittsplus von 190 Mark herauskommen werde. Aber wenn einmal schon die beiderseitige Besserstellung so weit angenähert ist, warum nicht vollends auch den Lehrern das Gleiche geben, zumal dadurch die Genehmigung durch den Landtag bei der unzweifelhaften Lehrerfreundlichkeit der Mehrheit nur erleichtert worden wäre? Die 200 000 Mark hätten den Beutel auch nicht gebunden, zumal auch ohnedem der Finanzminister Künstelei genug wird aufwenden müssen, um unser Finanzschiff glücklich durch diese schwierigen Jahre durch zu bugsieren. Was die Exigenz für die Pfarrer betrifft, die bei deren notorischen Zurücksetzung anläßlich der letzten Beamtenaufbesserung und bei der kläglichen Finanzlage vieler, zumal auf dem Lande wohnenden, mit Sorgen für Kindererziehung beschwerten, eine unumgängliche Notwendigkeit war, so besteht in deren Kreisen nur der eine Wunsch, daß dieser Posten, die Genehmigung des Landtags vorausgesetzt, die noch nicht sicher ist, diesmal auch wirklich in etlicher Gleichmäßigung den Geistlichen zu gute kommen möge, nicht daß wieder, wie es bei früheren Besoldungsregulierungen geschah, verschiedene Kategorien bezw. Abstufungen geschaffen werden, wobei es dann dem Belieben der hohen Behörde überlassen blieb, dem Einzelnen eine größere oder kleinere Erhöhung oder gar keine zu teil werden zu lassen. Welche Stimmung bei vielen der Beteiligten dadurch geschaffen worden ist, mag man sich leichter denken als öffentlich beschreiben. Namentlich die zugleich mit der letzten Regulierung verbundene Abschaffung der Stolgebühren und Akzidentien (freiwilligen Gaben für Amtshandlungen) hat, so sehr sie im Zuge der Zeit gelegen sind und der Würde des Pfarramts entsprechen mochten, bei der Ungleichheit dieser Leistungen in den verschiedenen Landesteilen vielfach wieder als eine sehr ungerechte, weil ungleiche Belastung sich empfindlich gemacht, für nicht wenige auch jene ganze frühere Aufbesserung zu einer rein illusorischen, auf dem Papier stehenden gemacht, soweit nicht etwa gar das tatsächliche Schlußergebnis eine reine Subtraktion war. Am schmerzlichsten fühlbar ist diese Art der Regelung doch den unständigen Geistlichen geworden, bei denen diese Bezüge ohne jede Entschädigung, wie sie den anderen wenigstens für die Stolgebühren zum größeren Teil verwilligt wurden, in Wegfall kamen. Kein Wunder, wenn die hochgradige Verbitterung in deren Reihen jüngst in einer Reihe von Preßäußerungen zum Ausdruck kam, welche an ein Eingesandt in der „Neckarzeitung" anknüpften, das sich gegen die Hinausziehung der Stellenbesetzungen durch das Sparnissystem der Oberkirchenbehörde (die Mehreinkünfte der erledigten Stellen über den Pfarrverwesersgehalt fallen in den zur Verfügung der Oberkirchenbehörde stehenden Verwaltungsfonds) wandte, zugleich mit einem Wort des Bedauerns darüber, daß man mit solchen Klagen an die Öffentlichkeit müsse, da ja leider eine kirchliche Presse für solche Beschwerden uns nicht zu Gebote stehe. Als daraufhin das Pfarrvereinsorgan, der „Kirchliche Anzeiger" erklärte, daß ihm derlei Beschwerden überhaupt noch nicht zugegangen seien, kamen im „Schwarzwälder" gleich zwei noch gesalzenere Erwiderungen unständiger Kollegen, die in aller Dürre auf ein Mißtrauensvotum an die Redaktion des „Kirchlichen Anzeigers" hinausliefen, indem sie erklärten, warum allmählich die jüngeren Amtsbrüder auf die Benutzung des Pfarrvereinsorgans verzichten gelernt haben; weil der Pfarrverein unter seiner damaligen Leitung längst alles Vertrauen verloren habe, da er zur reinsten „Konsistorialschutztruppe" herabgesunken sei. Eine bittere, aber berechtigte Pille für diese Herren, die längst der Wirklichkeit entspricht.

Auf dem eigentlich geistlichen Gebiet hat das Jahr 1904 wenig Bedeutsames gebracht. Am meisten noch auf dem Gebiet des Vereinslebens und da zunächst Erfreuliches. Dahin gehört namentlich das rege Leben, das im Evangelischen Bunde herrschte, nicht am wenigsten dank der Aufhebung des bekannten § 2, für welche das evangelische Volk quittiert durch gesteigerten Andrang zur Bundesmitgliedschaft, am meisten in der Hauptstadt Stuttgart, sowie in der Metropole des Oberlandes, die vom Zentrum schon halb und halb als seine Domäne in Anspruch genommen wird: Ulm. Diese Zahlenvermehrung kommt in erfreulicher Weise namentlich auch Oesterreich zu gute, das den anderen Hebel der evangelischen Bundesvermehrung darstellt. Demgemäß waren auf der Jahresversammlung in Urach (am 18. September) die zwei Männer, die gewissermaßen die beiden Seiten des Evangelischen Bundes, die mehr politische im Reich und die religiös-kulturelle in Österreich, am populärsten repräsentieren, der preußische Landtagsabgeordnete Pfarrer D. Hackenberg und der österreichische Reichsratsabgeordnete Dr. Eisenkolb, als Hauptredner vorgemerkt, die ihre Anziehungskraft auch nicht verfehlte. Leider war der eine, Hackenberg, den viele hier zum ersten Male zu hören hofften, durch häusliche Ereignisse (Erkrankung seiner Frau) am Kommen verhindert, wurde aber so gut, als dies bei einen Manne von solchem Namensklang der Fall sein kann, durch Pfarrer Dr. Grünberg aus Straßburg ersetzt. Der andere, Eisenkolb, war da und erfreute die zahlreich herbeigeströmte Schar aus Stadt und Land morgens wie abends mit seinen den Stempel ungeschminkter Ehrlichkeit an der Stirne tragenden und so doppelt wirksamen Ausführungen über die Bedeutung der evangelischen Bewegung in Österreich, wie namentlich auch über die mit seiner Person verknüpften Anfänge derselben. Den Glanzpunkt des Tages bildete aber doch die wahrhaft großartige Rede des württembergischen Bundesvorsitzenden Dr. Nieber, großartig durch die Art, wie er den durch keinerlei Kurs von oben beirrten Mannesbewußtsein evangelisch-lutherischer Überzeugung, wie es in dem bekannten Brief unseres Reformators Luther an den schutzanbietenden Kurfürsten von Sachsen, aber auch in dem evangelischen Kirchenlied (vergl. Herrnschmidts wundervolles Loblied „Lobe den Herren, o meine Seele!" mit seinem zweiten Verse: „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren!") herauskommt, ungeschminkten Ausdruck gab. In solchen Tönen findet die Volksseele ihr eigenstes Gewissen wieder, deshalb uns auch um den Sieg nicht bange zu werden braucht, so lange solche Töne als Antwort auch für die höchsten Stellen uns zu Gebote stehen.

Der mit dem Evangelischen Bund so innig verschwisterte, dessen älteren Bruder repräsentierende Gustav Adolf-Verein, der in Ludwigsburg sein Jahresfest feierte, ist bekanntlich kurz vor diesem durch den jähen Heimgang des Stadtdekans Dr. Friedrich v. Braun schwer betroffen worden. (Er starb auf seiner Reise ins heilige Land zur Einweihung der Kirche in Jaffa, die wesentlich durch eine großherzige Spende von ihm ermöglicht worden war, in Jerusalem am 30. Mai.) Zum Nachfolger berief der Ausschuß den erst im vorigen Jahr vom zweiten Stadtpfarrer in Blaubeuren nach Stuttgart als Religionslehrer am Karlsgymnasium avancierten Professor Hoffmann, einen Sohn des einstigen Berliner Oberhofpredigers, der hernach auch erst kürzlich zweiter Hofprediger in Stuttgart, somit in umgekehrter Reihenfolge als Braun, geworden ist: während Brauns früherer Nachfolger in der zweiten Hofpredigerstelle diesem auch im Stadtdekanat nachfolgen dürfte. Wird Hoffmann schon in seinem Hofpredigerruf von den Wenigsten beneidet werden, so ist die Aufgabe, Brauns Nachfolger in der Gustav-Adolf-Vorstandschaft zu werden, so schön dieser Posten ist, vielleicht noch eine schwierigere, da eben in dieser Eigenschaft Friedrich v. Braun eine geradezu ideale Vorstandspersönlichkeit gewesen ist, aber auch sein Bestes getan hat, so daß ihm viele, auch außerhalb unseres Landes, namentlich in Österreich, aufrichtige Tränen nachgeweint haben.

Sonst mag manchem von unseren Freunden noch ein dritter Verein interessieren, der eben im abgelaufenen Jahre ins Leben getreten ist: derjenige der „Freunde der christlichen Welt". Wie Rade selbst bekanntlich schon im Herbst 1903 mit einer solchen Vereinigung vorgegangen ist, so hat sich nach einer vorberatenden Versammlung vergangenen Winter, die von Dekan Herzog-Waiblingen einberufen war, auch bei uns eine Art Zweigverein dieses Vereins, doch in völlig freier unverbindlicher Weise gebildet und bereits zwei Versammlungen, eine im Mai und eine im Herbst, in Stuttgart abgehalten. So nett diese verlaufen sind, so muß doch, wenn von diesen aus auf die ganze Vereinszukunft geschlossen werden soll, zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß das deutlichste Kennzeichen ein absolut harmloser Charakter dieser Vereinigung ist. Die Äußerung, die der zweite Vorsitzende, Oberbürgermeister Dr. Hartenstein-Ludwigsburg, bei der Versammlung im Mai als Antwort eines konservativen Politikers, der eine kirchenpolitische Aktion hinter dem Ganzen gewittert hatte, aber darüber beruhigt worden war, zur Kennzeichnung der Beurteilung von dieser Seite zum besten gegeben hatte: „Also wollen Sie eigentlich nichts?" enthält für unseren Verein unbewußt die deutlichste Kritik, die einem an diesem Abend, der sonst einen prächtigen Vortrag von Johannes Herzog über die „Buße", in Anlehnung an seinen in Heppenheim Pfingsten 1903 gegebenen, gebracht hatte, bleiben mochte. Schade, denn wir könnten wirklich in unserem Lande etwas, das auf wahrhafte Reform unserer kirchlichen Zustände hinausläuft, sehr gut brauchen. Ob aber eine solche durch derartig allgemeine Vorträge, die sich, wie auch der zweite von Dekan Ziegler-Neuenstadt über den Philosophen Nietzsche der Anrührung praktischer Fragen sorgfältig enthalten, irgend gefördert wird? Das dürfte schon dadurch ausgeschlossen sein, daß, wie dieses Resumee zeigt, die Leitung in den Händen einiger Dekane liegt, die schon durch ihre Stellung davor bewahrt bleiben werden, etwas, was nach oben unliebsam berührt, zuzulassen oder in Vorschlag zu bringen. Reformen aber, die zu ihrer Inangriffnahme immer erst sich der Billigung der leitenden Instanzen vergewissern gesorgt haben, sind in unserem kirchlichen Leben wie im geistigen überhaupt noch nie weit her gewesen. Deshalb bleibt es allerdings wohl das Richtigste,

von Anfang an darauf zu verzichten. Zu was dann aber so ein neuer Verein?

Endlich hat vor Schluß des Jahres noch eine Personalfrage von sich reden gemacht, mit der ein in kirchlichen Reformkreisen wohlbekannter Name in Verbindung gebracht worden ist: die Frage der Nachfolgerschaft auf dem durch den Tod Karl Weitbrechts erledigten Lehrstuhl für Literatur, Ästhetik und Beredsamkeit an der Technischen Hochschule Stuttgart. Unter den Namen, die dafür in betracht kamen, war auch derjenige Christof Schrempfs, der seine Befähigung dazu durch ein Buch über Goethe, das neulich erschienen ist, dargetan hat und in der Tat von dem Lehrerkollegium an der technischen Hochschule in erster Linie auf seine Vorschlagsliste gesetzt worden ist. So zweifellos von Schrempf auch in dieser Stellung Bedeutsames und Eigenartiges zu erwarten gewesen wäre, wie denn sein Buch über Goethe mannigfache Anerkennung gefunden hat, so hätte doch für manche, die darüber urteilen können, gerade für diesen Posten ein anderer Mann für ungleich mehr erstbefähigt gegolten, der mannigfach eben in Verbindung mit Schrempf und den mancherlei kirchlichen Fällen des letzten Jahrzehnts genannt worden ist: Professor Dr. Max Diez, Religionslehrer an der Oberrealschule in Stuttgart. Freilich eignet Diez entsprechend seiner in der Tat nicht gewöhnlichen Begabung, die auch auf dem eigentlich dichterischen Gebiet keine geringe ist, ein so vielseitiges Interesse, daß er bis jetzt nicht dazu gekommen ist, sich durch ein größeres Werk in der literarischen Welt weiterhin einzuführen, während er für die Herren vom Polytechnikum seine Lehrbefähigung durch eine Reihe von Vorlesungen aus dem Gebiet der Philosophie und Kunstgeschichte genugsam dargetan hat. Aber eben diese Vielseitigkeit auf dem dreifachen Gebiet der Philosophie, Ästhetik und Kunstgeschichte ist nun zum Grund oder wohl richtiger Vorwand genommen worden, ihn nicht einmal auf die Vorschlagsliste des Technischen Senats gelangen zu lassen, in Wirklichkeit wohl eher eine Frucht des Neides, der in unserem schwäbischen Vaterland schon mehr Genies möglichst in den Hintergrund geschoben hat, bis sie durch die Flucht in das Ausland sich zu ihrer Bedeutung durchrangen, um hinterdrein auch von dem schwäbischen Lokalpatriotismus, nachdem er ihnen das Leben sauer genug gemacht, nicht genug verhimmelt werden zu können: man denke an Schiller. Übrigens hat die höchstmaßgebende Stelle, als welche man den Kultusminister v. Weizsäcker wohl vermuten darf, denn doch auch den Namen Schrempf wohl noch zu gefährlich gefunden und so den Darmstädter Professor Otto Harnack, der als zweiter auf der Liste stand, vorgezogen: einen Bruder des berühmten Theologen Adolf Harnack, und schon als solcher in Württemberg einer freundlichen Aufnahme sicher, obgleich andererseits die Wahrscheinlichkeit, daß von einem Ausländer eine größere geistige Wirkung auf diesem Lehrstuhl ausgehen werde, dank der Eigentümlichkeit unseres schwäbischen Charakters nicht sehr groß ist.

Möge das Jahr 1905 den mancherlei Erbschaften, die es so antritt, ehrlich gewachsen sein! G.

Kultur und Zivilisation

oder

Papsttum und Kaisertum.

Unter dieser Überschrift enthält No. 12 der „**Christlichen Welt**" einen Aufsatz zur Erläuterung der Schriften

Das Germanische Papsttum,
Die Germanisch-Katholische Kirche.

Wilhelmshaven, Heinr. Lüdemann.
März 1905. Selbstverlag.

Buurmans Institut

Pädagogium

BREMEN, Mozartstrasse 25/26.

Am 3. und 27. April kann wieder eine Anzahl gut empfohlener Schüler in meine Anstalt eintreten. Bei der Anmeldung ist das letzte Schulzeugnis vorzulegen, und nach Möglichkeit hat sich der Schüler auch persönlich mir vorzustellen. Die Anmeldung wird vollzogen durch Ausfüllung eines Anmeldescheines. Anmeldeformulare nebst Propekt und letzten Prüfungsergebnissen sind kostenlos im Institut zu haben.

Vor einigen Tagen haben wieder 15 Schüler meiner Anstalt den Berechtigungsschein zum Dienen als Einjährige erhalten. Im ganzen haben im letzten Jahre 37 — in den letzten 5 Jahren zusammen 134 Schüler den Berechtigungsschein erhalten und zahlreiche Schüler anderweitige Prüfungen bestanden.

Meine Sprechstunden sind an den Wochentagen von 10 bis 2 Uhr, vorläufig noch im Hause Mozartstrasse 25, später im Nebenhause. Zu näheren Mitteilungen bin ich gern bereit.

U. Buurman,
Institutsvorsteher.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung,

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

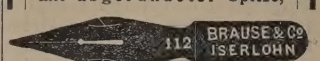
Flügel-Harmoniums.

Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.

Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta**, Rektor a. D.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,



berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender

Hirschgeweihe

zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfe's 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.

TechnikumAltenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.

Staatskommissar.

Wollsachen

werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger**, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.

Handweberei.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!

Luise Kugler:

Spruchbuch

5. Auflage.

Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

Im
Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg
erschienen:

Briefe über Religion

von **D. Fr. Naumann.**

3. umgearbeitete und erweiterte Auflage, fein kartoniert 1,50 Mark.

In diesen Briefen legt der durch seine Sonntags-Andachten („Gotteshilfe") in weitesten Kreisen bekannt gewordene Verfasser seine grundsätzliche Stellung zum Christentum dar und erklärt, wie man gleichzeitig Christ, Darwinist und „Flottenschwärmer" sein kann. Von allen Schriften Naumanns haben die Briefe über Religion die zahlreichsten und günstigsten Besprechungen in der Presse gefunden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Martin Bücking: Rektor Siebrand

Eine Erzählung aus der Eldmündung.

Broschiert *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—

Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!

— **Erste Auflage in drei Wochen vergriffen.** —

Bremen. **Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.**